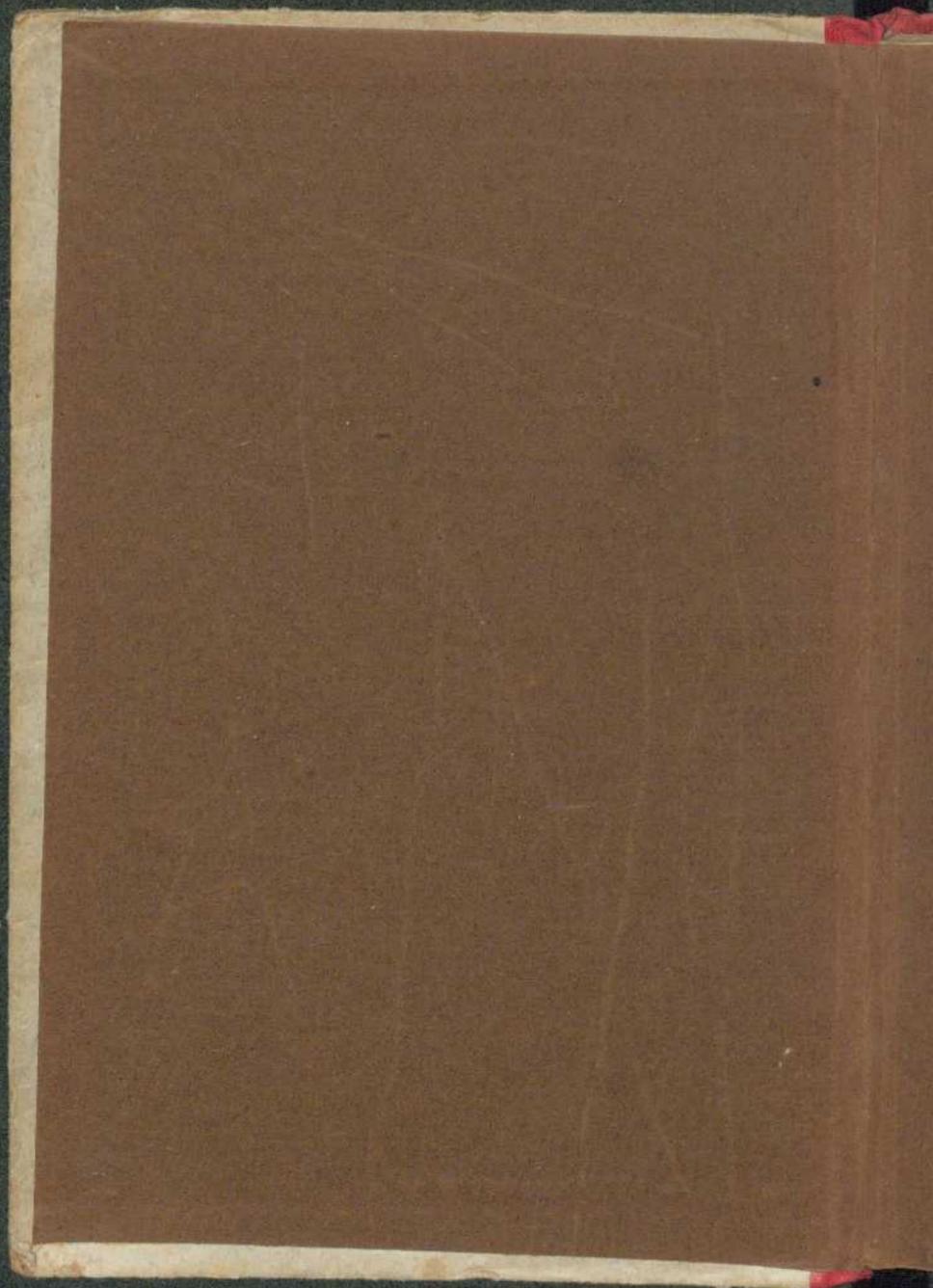
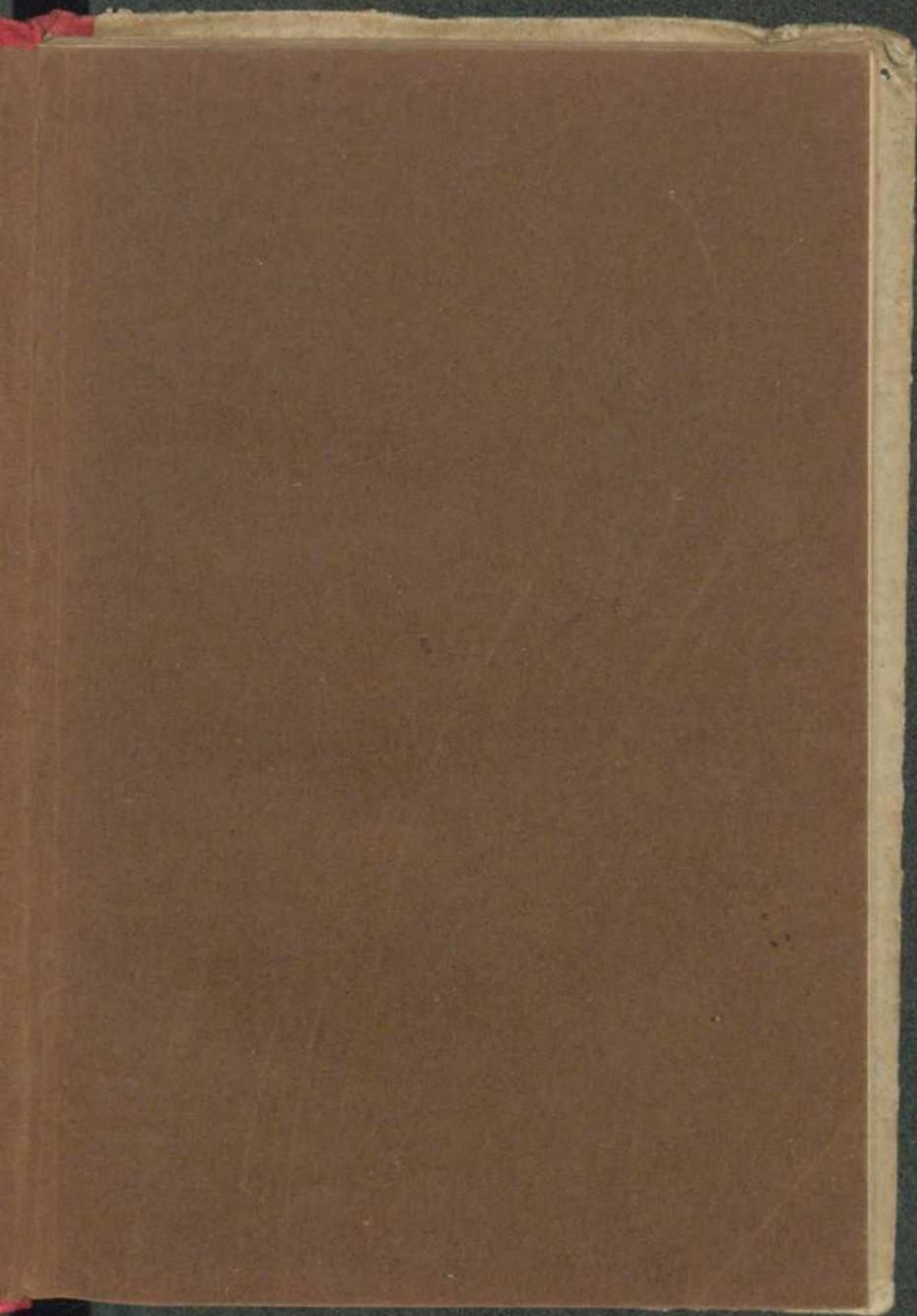


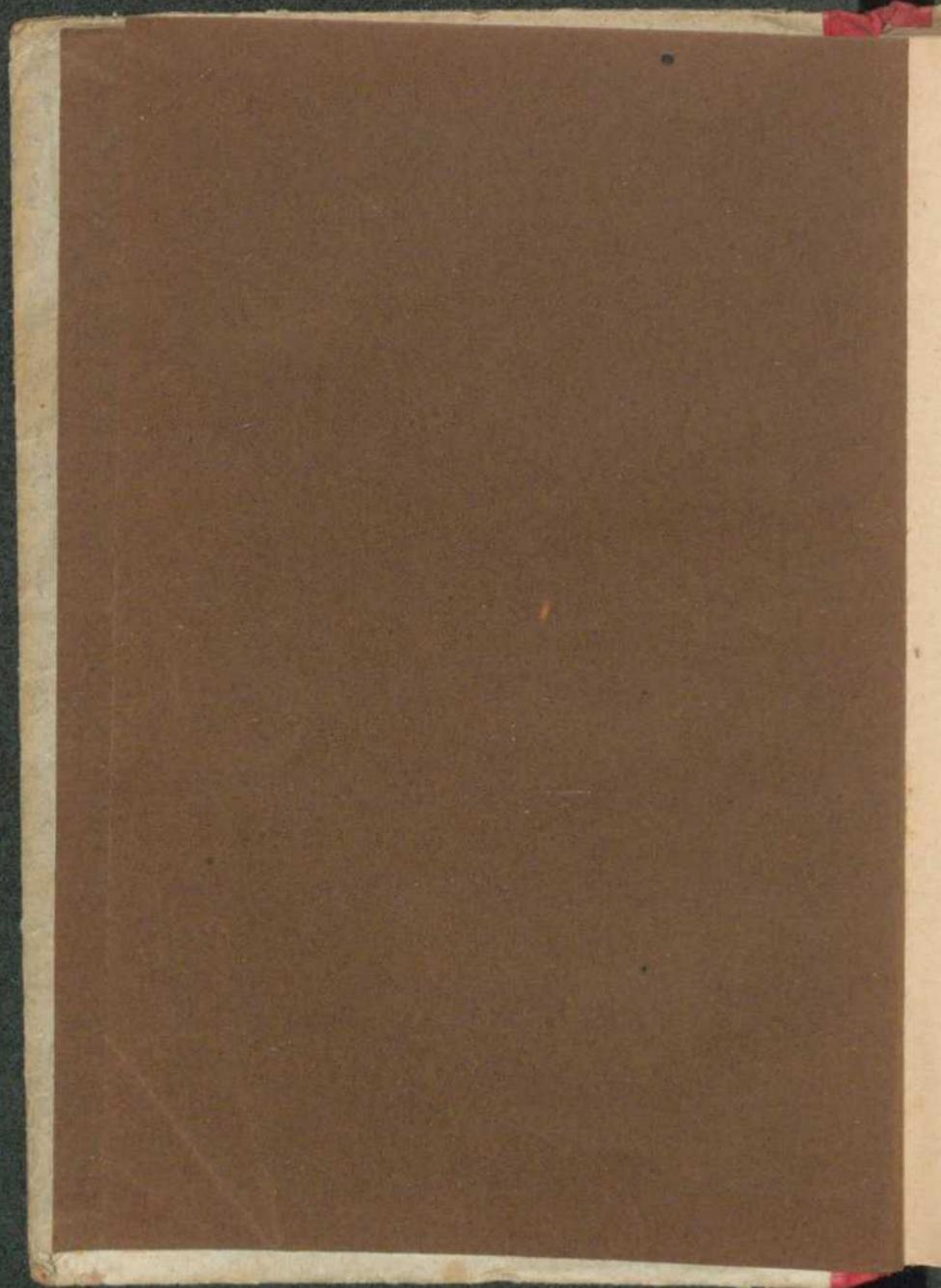
DIE UHRFEDER



von
Dr. Chr. G. Barth







143

10.-

Die Ahrfeder.

Eine Geschichte für Kinder

von

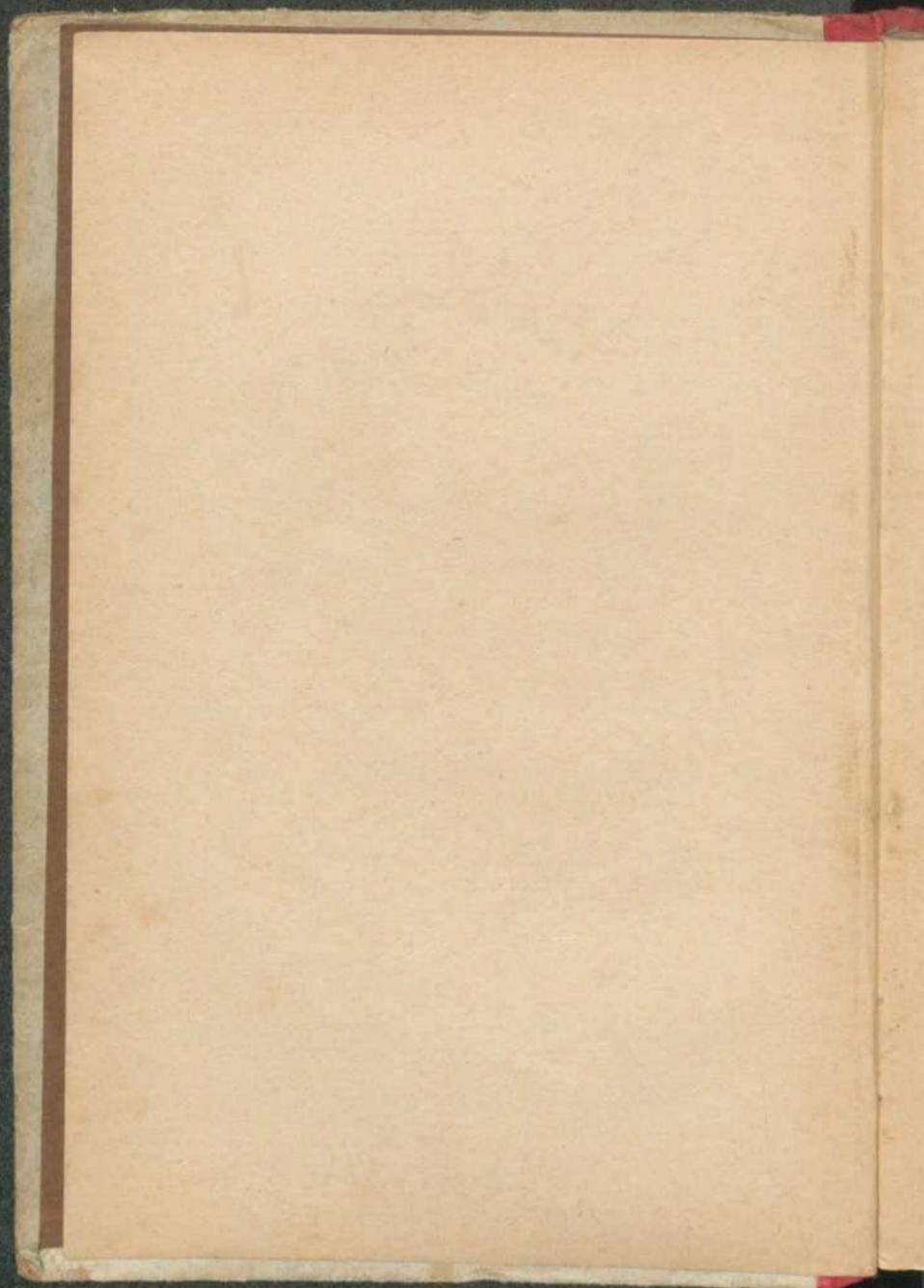
Dr. Ehr. G. Barth.

Neue Ausgabe.



Konstanz.

Christlicher Buch- und Kunstverlag
Carl Hirsch H.-G.



Im Gasthaus zur Stadt Amsterdam, in einem Seitengäßchen der alten Handelsstadt Frankfurt am Main, saßen zwei Reisende an einem späten Sommerabend bei einem Glas Hochheimer, und warteten auf das Nachteffen, das sie bestellt hatten. Da sie die einzigen Gäste in diesem abgelegenen Wirtshause waren, so hatten sie sich, obgleich von ungefähr hier zusammengetroffen, in ein Gespräch mit einander eingelassen, bei welchem es jedem darum zu tun war, sobald als möglich über die Denkart seines Nachbarn ins Reine zu kommen. Es kann aber, wenn zwei Christen zusammenkommen, nicht lange anstehen, bis sie ihre Verwandtschaft merken: denn diese ist so nahe, eng und innig, daß wohl zwei leibliche Brüder, die einander lange nicht gesehen, Stunden weit zusammen gehen und sprechen könnten, ehe sie sich als Brüder erkennen; aber zwei Christen merken gleich bei den ersten besten Redensarten, daß sie einander nicht fremd sind, und in einer Stunde ist's bereits soweit zwischen ihnen, als ob sie schon Jahre lang zusammen gewohnt hätten. So war's auch bei unsern beiden Reisenden. Ohne daß sie sich darüber gegenseitig erklärten, wußte bald ein jeder soviel von seinem Nachbar, daß er in Aufsehen auf Gott wandle und den Heiland lieb habe. Das schloß Herz und Mund auf, und sie waren eben in einer lebhaften Unterhaltung über eine wichtige

Tagesgeschichte begriffen, als die Thüre aufging und ein dritter Reisender mit einem wohlbepackten Felleisen, bestaubten Schuhen und triefend von Schweiß hereintrat und freundlich grüßte. Der neue Ankömmling war ein junger Mann von etwa dreißig Jahren, in guten Reisekleidern, und ob er schon ziemlich ermüdet war, schritt er doch noch rüstig einher. „Ist's erlaubt,“ fragte er, „mich zu Ihnen zu setzen?“ — „Warum denn nicht,“ antworteten sie, und stellten ihm einen Stuhl an ihren Tisch, während ihre prüfenden Blicke auf seinem offenen Gesichte ruhten und zu fragen schienen: Was ist denn d e i n e Gesinnung? Er ließ sie nicht lange darüber in Zweifel, und sie wurden noch heiterer, als sie merkten, daß auch er ein Freund der christlichen Wahrheit sei. Als man sie nach Tisch allein gelassen hatte, waren ihre Herzen völlig gegen einander aufgetaut, und der älteste unter ihnen ließ sich also vernehmen: „Es ist nichts Alltägliches, meine Freunde, wenn drei Männer von so übereinstimmendem Christensinn an einem Ort von verschiedenen Seiten her zusammentreffen, ohne vorher von einander zu wissen; und da wir morgen früh alle drei weiterziehen wollen, und vielleicht nie wieder so wie heute zusammenkommen werden, so wird es gewiß jedem von uns angenehm sein, die Geschichte seiner neuen Freunde zu erfahren. Wir wollen daher, wenn es Ihnen recht ist, einander unsern Lebenslauf kurz erzählen, und namentlich, wie uns Gott zur Erkenntnis Seines Wortes und Seines Sohnes gebracht hat: das wird uns allen eine neue Aufforderung zum Lob und Preis Gottes geben.“ — Die beiden andern waren ganz damit einverstanden und baten ihn, als den ältesten, den Anfang zu machen. Er ließ sich nicht lange bitten und erzählte folgendes:

Ich bin der Sohn von armen Rebleuten, die in

der südlichen Schweiz wohnten, und beide starben, als ich erst elf Jahre alt war. Meine Eltern stammten aus dem Schwarzwald und hatten noch weitläufige Verwandte in St. Georgen. Man riet mir, diese aufzusuchen, wahrscheinlich nur, um meiner los zu werden. Zum Glück ging gerade zu dieser Zeit ein Mann aus unserer Gemeinde, der aus St. Georgen gebürtig war, ebenfalls diesen Weg, um seine alten Eltern zu besuchen, die noch dort am Leben waren. Der gutmütige Mann erbot sich, mich mitzunehmen, ob er gleich voraussetzen konnte, daß er mit mir keine starken Tagreisen würde machen können. Ich tat indessen mein möglichstes, um ihn nicht aufzuhalten; und am fünften Tage abends hat en wir bereits den schönen Münsterturm von Freiburg im Breisgau vor unsern Augen. Die Sonne sank gerade jenseits des Rheines hinter die Vogesen hinab, als wir durch das Thor von Freiburg einzogen. Ich war müde und legte mich bald zu Bette. Am andern Morgen wurden wir früh durch Kanonendonner geweckt. Ich träumte eben vom Grabe meines Vaters. Viele Leute standen um dasselbe her und schienen zu erwarten, daß sich sein Sarg öffnen und er aus demselben heraussteigen werde. Es war eine schauerliche Stille und dunkle Nacht; nur aus dem Grabe leuchtete ein heller Schimmer und zeigte die umherstehenden Gestalten. Da erschallte der erste Kanonenschuß. Ich fuhr zusammen, wie wenn die Kugel mich getroffen hätte, und erwachte mit einem hellen Schrei: denn ich hatte noch nie in meinem Leben eine Kanone gehört. — „Was gibt's?“ fragte mein Begleiter, der vorher schon gewacht hatte. „Ach, was war das für ein Knall?“ erwiderte ich. — Bum! da donnerte es wieder, und der Angstschweiß brach mir am ganzen Leibe aus. „Sei ruhig,“ sagte mein Be-

gleiter, „das sind Kanonenschüsse. Es ist heute Fronleichnamsfest; das wird jedesmal mit Kanonenschüssen bewillkommt.“ Als bald hörten wir auch, daß die Straßen sich mit Menschen füllten, die der Frühmesse im Münster zueilten. Wir kleideten uns schnell an und ließen uns auch mit dem Strome von Menschen fortreißen. Aber wie erstaunte ich, als ich nun in die Kirche trat, über die Pracht dieses Gebäudes, das von unserer kleinen Dorfkirche so verschieden war wie eine kostbare Standuhr in alabasternem Gehäuse von einer tombackenen Taschenuhr. Der herrliche Farbenglanz der gemalten Fenster, welche in den ersten Strahlen der Morgen Sonne glühten, die zahllosen lebensvollen Gemälde, der reiche Schmuck von Gold und Silber, die Kühne hohe Wölbung des Gebäudes, der unvergleichliche Anblick des festlichen Chores — das alles gab meinen Augen so viel zu tun, daß mir gar keine Zeit übrig blieb, auf meine Ohren zu hören. Ich weiß nicht, wie lange ich so, in dieses Anschauen verloren, stehen geblieben wäre, hätte mich nicht die Menschenflut, welche nach Beendigung der Frühmesse die Kirche wieder verließ, mit hinausgeschwemmt. Zum Glück fand ich mich bald wieder zu meinem Begleiter, den ich im Gedränge verloren hatte, und nach dem Frühstück setzten wir unverweilt unsern Wanderstab weiter. „Nun, wie hat dir's gefallen?“ fragte Gottfried (so hieß mein Reisegefährte). „Ach!“ erwiderte ich, „wenn ich nur an einem solchen Orte wohnen könnte, wo eine so schöne Kirche wäre!“

Gottfried: Warum das?

Ich: Weil es da so schön ist, daß es im Himmel fast nicht schöner sein kann. Da könnte man dann nur gleich hingehen, wenn man betrübt ist, und es würde einem bald wieder heiter zu Mut werden.

Gottfried: Du närrisches Kind! Meinst du denn, die Leute in Freiburg seien nie betrübt, oder können sich von jeder Betrübniß durch einen Blick in die Münsterkirche heilen? Sieh, man wird eine solche Kirche so gewohnt wie ein Wohnzimmer, und wenn man ein paarmal darin gewesen ist, so macht sie nicht mehr den Eindruck wie vorher. Ich hatte einmal einen Mitarbeiter, der war aus Polen in der Nähe von Krakau gebürtig. Der erzählte mir oft von den Salzbergwerken in Wieliczka, die gegen 4000 Fuß tief unter der Erde sind. Da gibt's ganze Kirchen, Dörfer, Orgeln, Fuhrwerke von purem lauterem Salz, und die vielen tausend Lampen, die da unten brennen, und von eben so viel tausend glänzenden Wänden und Säulen widerstrahlen, machen diesen Ort zu einem wahren Zauberpalaß, in dem dir's gewiß eben so schön vorkommen würde als im Münster zu Freiburg. Da nun diese Leute ihren Arbeitsberuf in der Tiefe haben: so sehen sie die ganze Woche hindurch weder Sonne noch Mond. Was meinst du, wenn solche Leute einmal heraufkommen ans Tageslicht und erblicken das helle Sonnenfeuer, und die grünen Wiesen, und die tausendfarbigen Blumen, und die blühenden Bäume und all den schönen Schmuck, den wir jetzt vor Augen haben, — werden sie wohl sagen: Bei uns drunten ist's doch noch viel schöner! —?

Ich: Da wären sie rechte Toren. Wie kann's denn schön sein, wo keine Sonne ist!

Gottfried: Nun sieh einmal um dich her. Schau diese schönen Berge mit ihren prächtigen Wäldern, diese Gärten voll Blumen, diese Kornfelder mit mannhohen Ähren, diese Matten, deren hohes Gras bereits zum Teil abgemäht ist; diese köstliche Aussicht nach allen Seiten, da auf den Kaiserstuhl, dort auf die Vogesen,

hier auf den Schwarzwald — und sieh, wie alles dies im Schmutz von Millionen Diamanten schimmert, die der Morgentau ausgestreut hat. Ist's hier nicht viel schöner als im Münster, und duftet dieses frische Heu nicht angenehmer als der Weihrauch in der Kirche?

Jch: Ja; aber hier bleibt's nicht so schön; der Winter kommt, das Laub fällt ab, der Schnee bedeckt alles: in der Kirche sieht's jahraus, jahrein immer gleich schön aus.

Gottfried: Es kommt freilich alle Jahre ein Winter, aber auch alle Jahre ein Frühling und ein Sommer. Und dieser Frühling kommt immer wieder, wenn auch das schönste Münster längst auf einem Steinhäufen liegt.

Jch: Wer will's denn einreißen?

Gottfried: Niemand will's einreißen; aber es darf ja nur ein Erdbeben kommen, so ist's in einer Viertelstunde um all diese Herrlichkeiten geschehen. Oder es könnte ihm gehen wie dem Tempel zu Jerusalem, der gewiß noch schöner gewesen ist als das Freiburger Münster.

Unter solchen Gesprächen kamen wir nach Waldkirch, wo wir ein paar Stunden ausruhten, weil Gottfried hier Bekannte fand. Von da ging's noch eine Strecke weit am Elzachfluß hinauf; dann gingen wir über den Fluß und bogen rechts ins Simonswalder Thal. Zwischen hohen, steil ansteigenden Bergen zieht sich dieses enge Thal mehr als zwei Stunden weit ins Gebirge hinein. Ein frischer, lebhafter Bach rauscht in einem Bett von großen Steinen mitten durch dasselbe herab, und sein Wasser wird von fleißigen Menschenhänden ebenso sorgfältig benützt wie jedes Fleckchen Landes, das vermöge seiner Lage des Anbaues fähig

ist. Sägmühlen und Wasserwerke anderer Art stehen in großer Menge dem Bach entlang, und auf einem Weg von zwei Stunden kommt man von einem Haus zum anderen, deren jedes ein Gärtchen und ein paar Stücklein Ackerland um sich her hat, nicht viel größer als ein Tischtuch. Die Häuser sind ganz von Holz gebaut, mit großen weit vorstehenden Strohdächern, sehen aber hübsch aus, besonders die grün angestrichenen Fensterrahmen. Der schöne Weg und die friedlichen Hütten werden von mächtigen Rußbäumen überschattet, die man selten schöner sieht, und die dem schönen Tal einen Anstrich geben, der an Italien erinnert. Wie die Leute beschaffen sind, die in diesem Tale wohnen, kann ich nicht sagen, da wir uns nicht lange aufhalten konnten. Ihre Tracht ist ganz eigentümlich und nimmt sich nicht übel aus. Ich sah Weiber, die ganz schwarz gekleidet waren, während sie glänzend gelbe Strohhüte, wie Mannshüte gesommt, und rote Strümpfe trugen.

Als wir einen großen Teil des Tales hinaufgegangen waren und uns mit einem Trunk Bier erquickt hatten, sagte Gottfried: „Nun merk' auf, was kommt!“ — Was kam denn? — Nichts als ein steiler Fußweg den Berg hinauf über loses Gestein, das mit jedem Tritt zurückwich, und so hoch, daß wir eine ganze Stunde zu steigen hatten. Als wir endlich die Höhe erreichten, wo rechts droben die sogenannte Martinskappel steht, sagte ich zu meinem Reisegefährten: „Nun muß ich aber niederstehen, ich bringe meine Beine nicht mehr weiter, wenn ich nicht vorher Atem holen und ruhen kann.“ Wir setzten uns eine Weile ins Gras und da fiel's dem Schneider von Basel, der sich in Simonswald an uns angeschlossen hatte, auf einmal ein, daß er sein Regendach im Wirtshaus in Simons-

wald habe stehen lassen. Trotz allen unsern Vorstellungen lief er in einem Sprung wieder den greulichen Berg hinab, und wir saßen schon zwei Stunden in der Herberge zu Schönenwald, als er nachgekehrt kam. Er muß eine gute Lunge gehabt haben, wenn er von dieser übermäßigen Anstrengung nicht krank wurde. Schönenwald ist ein kleines freundliches Dorf mit hübschen Häusern, auf der Höhe des Gebirges in einem freundlichen Winkel gelegen. Hier und in dem noch schöneren benachbarten Städtchen Furtwangen werden viele Schwarzwälder Uhren verfertigt, und die Leute befinden sich in einem wohlhabenden Zustand, was man ihren Häusern und ihren Kleidern ansieht. Daß aber in demselben Verhältnis auch die Bußsucht und der Leichtsinns unter ihnen einreißt, versicherte Gottfried, der hier in der Gegend wohl bekannt war. Warum können doch die wenigsten Menschen den Wohlstand recht ertragen? Wie oft habe ich auf meinen Reisen diese Beobachtung gemacht! Und doch, wenn's ihnen knapp und hinderlich geht, sind sie auch nicht, wie sie sein sollen. Daraus sieht man, wie viel Geduld Gott mit den Menschen hat; ich weiß es von mir selbst und muß mich immer noch darüber verwundern, daß Er mich nicht längst weggeworfen hat.

Den andern Morgen ging's weiter über den Gutenhof nach dem Hirzwald. Von da kamen wir an dem Hofe vorbei, unter dessen Haus die Brigach entspringt, die erste Quelle des großen Donaustroms, welcher aber die vornehme Quelle im Schloßhof zu Donaueschingen schon längst die Ehre weggenommen hat, die Quelle der Donau zu heißen. Es geht dieser Brigachquelle, wie es dem Kolumbus ging, der zuerst Amerika entdeckte, und es doch erleben mußte, daß es nicht Kolumbia, sondern Amerika genannt wurde nach einem,

der später als Kolumbus gekommen war. Gottfried erzählte von einem Österreicher, der die Donauquelle einmal mit dem Fuße zuhielt, daß sie eine Weile nicht fließen konnte, und dann mit selbstgefälligem Lächeln ausrief: „Wie werden sich die Wiener wundern, wenn die Donau auf einmal ausbleibt!“ Der Schneider sagte: „Der Österreicher war gerade so klug wie Herodes, welcher meinte, wenn er den Jakobus und den Petrus umbringe, dann sei das Christentum vertilgt.“

In kurzer Zeit hatten wir nun die beiden Weiser erreicht, zwischen welchen ein schmaler Damm an den Fuß des Hügels führt, auf dem die alte Abtei St. Georgen liegt. — „Sieh, Martin,“ sagte Gottfried zu mir, als wir den Hügel langsam hinaanstiegen, „da stand ehemals ein prächtiges Kloster, das schon vor tausend Jahren erbaut worden sein soll. Aber es wurde zweimal zerstört, im Bauernkrieg und im Dreißigjährigen Krieg, und jetzt liegt's in Trümmern. Weißt du noch, was ich dir beim Freiburger Münster gesagt habe?“ — „Wohl weiß ich's noch,“ erwiderte ich.

Indessen erkundigte ich mich weiter nach den Bewohnern dieser Gegend und erfuhr, daß auch hier, sowie in dem benachbarten Triberg, Uhren und Glockenspiele von Holz und Metall in großer Menge gefertigt werden, mit denen ein ausgebreiteter Handel getrieben wird. In der That habe ich auch selbst späterhin in London solche Schwarzwälder mit ihren Uhren umhergehen sehen. Sogar in Petersburg, Konstantinopel und Philadelphia gingen sie ehemals mit ihrer Ware zu Markt. Sie haben es in ihrer Geschicklichkeit so weit gebracht, daß sie sogar hölzerne Taschenuhren fertigten, die von ziemlich langer Dauer sind.

„Wissen sie denn auch selbst, wieviel Uhr es ist?“ fragte der Schneider.

Gottfried: Wieso?

Der Schneider: Ich meine, ob sie auch daran denken, daß ihr Leben ein Ziel hat, und daß sie davon müssen.

Gottfried: Es mag wohl wenige unter ihnen geben, die das recht zu Herzen nehmen, und es wird vermutlich den meisten gehen wie den Leuten, die bei den Telegraphen sitzen auf den hohen Thürmen, und die Zeichen machen, die sie von ferne gesehen haben, ohne selbst zu verstehen, was diese Zeichen bedeuten.

Wir waren nun in St. Georgen angekommen, und Gottfried ging zuerst mit mir dem Hause seiner alten Eltern zu. Die Freude, mit welcher die guten alten Deutschen ihren wackern Sohn bewillkomnten, erweckte aufs neue in mir den Schmerz über den Verlust meiner lieben Eltern, und ich fing an, in der Stille heiße Tränen zu weinen. Als Gottfried das merkte, verstand er mich alsbald und erkundigte sich nun nach meinen Verwandten. Man sagte ihm, daß sie im vorigen Jahre nach Hornberg gezogen seien und mich gewiß mit Freuden aufnehmen würden. Gottfried versprach, mich morgen dorthin zu begleiten, und ich gab mich gern zufrieden. Den andern Tag standen wir früh auf, gingen bis Krummenschildtack, frühstückten dort und kamen bei Zeit nach Hornberg, das in einem tiefen engen Tale sehr malerisch daliegt. Hier also sollte ich jetzt wohnen. Ich betete im Stillen — denn beten hatte ich von Jugend auf gelernt —: „O Gott, der Du die Herzen regierst, mache doch, daß mich die Leute freundlich aufnehmen, und daß ich wieder Eltern an ihnen finde!“ Gott erhörte meine Bitte. Meine Verwandten hatten zwar selbst mehrere Kinder, aber sie waren wohlhabende Leute und sehr gutmütig. Sie

versprachen, wenn ich gehorsam sein würde, so wollten sie mich wie ein eigenes Kind behandeln und mir nichts abgehen lassen. Ich sagte natürlich alles zu. Der Abschied von Gottfried, meinem treuen Begleiter, ging mir sehr zu Herzen. Er hatte sich meiner mit viel Aufopferung angenommen, und mit ihm verlor ich auch die letzte sichtbare Erinnerung an meine Heimat. Die zuvorkommende Liebe und Freundlichkeit aber, welche meine neuen Pflegeeltern mir bewiesen, vertrieb bald allen Kummer, und ich hatte mich in kurzer Zeit im Hause eingewohnt. Die Kinder des Hauses waren wohl-erzogen, und was wir den ganzen Tag über in der Schule gelernt hatten, das wurde abends nach dem Nachtessen vom Vater ausgefragt. Hatten wir uns gut gehalten, so erzählte er uns eine Geschichte, oder wir durften ein Lied auswendig lernen, und wer es zuerst fertig gelernt hatte, der bekam ein kleines Geschenk. Von den vielen Liedern, die wir damals lernten, weiß ich nur noch zwei. Das erste lautet so:

Ich sah ein Blümlein blühen,
War himmelblau und rein:
Die Sonne mochte glühen,
Doch schrumpfte es nicht ein:
Es stand da ohne Sorgen,
Still im Gebüsch verborgen.

Ich sah die Winde wehen
Wid' übers Blümlein hin;
Doch blieb es aufrecht stehen,
Und frischer ward sein Grün.
Da stand es ohne Sorgen,
Still im Gebüsch verborgen.

Und als der Herbst gekommen,
Da trug das Blümlein Frucht,

Die wurde von den Frommen
Mit Sorgfalt aufgesucht.
Das Blümlein sollst du kennen;
Ich will es D e m u t nennen.

Das andere Lied war folgendes:

Ich weiß ein Kräutlein hold,
Das köstlicher als Gold.
Es wächst nicht in den Wäldern:
Es blüht nicht auf den Felbern;
Man findet's nicht am Wege,
Nicht in der Apotheke.

Es ist nicht feil um's Geld,
Nicht um die ganze Welt:
Und wer es haben wollte,
Und wenn er sterben sollte,
Erlangt es nur durch's Barten.
Weiß nicht aus welchem Garten.

Doch ist es unentbehrlich,
Und alles, was beschwerlich,
Das hilft es dir ertragen;
Wirst du es nicht erjagen
So ist es d e i n e Schuld,
Das Kräutlein heißt —.

Doch ja, es fällt mir noch ein drittes ein, das besonders auf meine damalige Lage paßte, und das ich deswegen oft sang, wenn ich allein auf einem Felsen-
abhäng saß, und an mein schönes Vaterland zurück-
dachte. Höret auch noch dieses Lied:

Wir haben einen Hirten,
Und der hat uns so lieb:
Das Elend der Verirrten
Ihn auf die Erde trieb.

Daß wir den Heiland finden,
Ergriß uns Seine Hand;
Soust wär'n wir wie die Blinden
In einem fremden Land.

Er will uns treu bewahren,
Der treue Kinderfreund:
Wir sollen einst erfahren,
Wie gut Er es gemeint.

Wir preisen Dein Erbarmen,
Du treues Vaterherz!
Halt uns in Deinen Armen,
Und führe uns himmelwärts!

Meine Konfirmation war für mein Herz eine gesegnete Zeit. Ich kann nicht sagen, daß der Vorbereitungunterricht besonders geeignet gewesen wäre, tiefen Eindruck auf mein Gemüt zu machen; aber der Gedanke, daß ich nun das Haus meiner guten Pflegeeltern verlassen und wieder unter fremde Leute gehen müsse, brachte mich zu der Einsicht, wie notwendig es für mich sei, in einen näheren Umgang mit dem Heiland selbst zu kommen, um bei Ihm unter allen Umständen und Bedrängnissen Rat, Trost und Hilfe finden zu können. Es sind doch sehr verschiedene Wege, auf welchen Gott die Seinigen zu sich zieht und ihnen Seine Gnade unentbehrlich macht. Wer hätte denken sollen, daß einem Knaben von vierzehn Jahren die Angst vor der Fremde dazu behilflich sein werde, den Heiland mit allem Ernst zu suchen? Aber es muß Ihm alles dienen. Ich hörte einmal von einem Manne, der durch das Geschlechtsregister der Patriarchen in der Bibel zum Nachdenken gebracht wurde. Er sah, wie alt diese Leute geworden waren, und doch hieß bei jedem: Er starb. Ach, dachte er, du mußt auch sterben. Und dieser Gedanke führte ihn weiter, daß er noch in seinem Alter ein wahrer Christ wurde. Einen anderen brachten die Worte im Geschlechtsregister des Lukas: „Der war Gottes“ zur Besinnung; indem er sich fragte: Bist du denn Gottes? und sich von

nun an ernstlich Mühe gab, ein Kind Gottes zu werden.

Am Tage der Konfirmation betete ich angelegentlich um einen bleibenden Segen. Ich hatte keine besondere Empfindung von der Erhörnung dieser Bitte und war darüber etwas betreten; aber nun sehe ich wohl ein, daß Gott mein damaliges Gebet erhört hat, weil Er mich bisher vor dem Abfall von Ihm und vor den gefährlichen Wegen der Sünde bewahrte und mich durch Seinen Geist immer vernehmlich warnte, so oft ich in der Versuchung war, mein Versprechen gegen Ihn zu vergessen.

Mein Pflegevater brachte mich in die Lehre zu einem Uhrmacher in Triberg, wo ich denn doch den Trost hatte, jeden Sonntag meine lieben Verwandten in Hornberg besuchen zu können. Die Arbeit, welche ich da lernen mußte, war ganz nach meinem Geschmack, und in kurzer Zeit hatte ich die ersten Begriffe dieser Kunst gefaßt und arbeitete zur Zufriedenheit meines Lehrherrn. Indessen bestand die ganze Kunst der Leute, bei denen ich im Hause war, und derer, die ich sonst dort kennen lernte, im Uhrenmachen. Von Gott und Seinem Worte, vom Gebet und vom Himmel war fast nie die Rede. Sie waren aber auch wie Uhren, die am Morgen aufgezogen werden, ihren gewöhnlichen Lauf machen, am Abend abgelaufen sind und in der Nacht stille stehen. Wenn's hoch kam, waren sie wie die Uhren im Glockenspiel, die zur bestimmten Stunde ein Loblied spielen, aber nichts davon empfinden. Von einem freien Erguß des Herzens gegen Gott, von einem Seufzer des Gemüths nach himmlischen Gütern, von einer Sehnsucht nach Licht und Leben von oben und nach den ewigen Wohnungen des Friedens war nichts bei ihnen zu merken. Der Sonntag war nicht des

Herrn Tag, sondern i h r Tag: die Werkstage gehörten der Arbeit, der Sabbath ihnen, d. h. der Ergößlichkeit und Zerstreuung. Wie wohl war's deswegen meinem Gemüthe, wenn ich den Sonntag in dem stillen häuslichen Kreise meiner Verwandten in Hornberg zubringen, mit ihnen zur Kirche gehen, und nach der Kirche über Gottes Wort reden konnte!

Meine Lehrzeit war abgelaufen. Ich mußte weiterziehen, um mehr zu lernen. Mit schwerem Herzen schied ich von den lieben Pflegeeltern, und mit dem festen Vorsatz, ihnen Freude zu machen und ihnen in Zukunft, wenn mir Gott dazu helfen würde, ihre Liebe, soviel als möglich, zu vergelten. Ich ging nach Darmstadt, von da nach Paris. In dieser großen Stadt hatte ich Gelegenheit, meine Kenntnisse und meine Geschicklichkeit bedeutend zu erweitern, und ebenso gute Gelegenheit hätte ich gehabt, die Künste der Gottlosigkeit zu lernen; aber davor bewahrte mich die Gnade Gottes durch einen gewaltigen Abscheu vor dem ruchlosen Wesen, das dort ungescheut sein Spiel treibt. Ich blieb meistens, wenn ich freie Zeit hatte, auf meinem Stübchen sitzen und las in meiner Bibel, oder ich ging auf dem großen Gottesacker spazieren und dachte an die Gräber meiner Eltern, an das Grab des Joseph von Arimathia, an den Hain Mamre, an mein eigenes Grab, an die Auferstehung. Ach wie froh werden die sein bei der Auferstehung, die ihren Leib nicht mit Sünden besetzt haben, die dann einen verkärten Leib tragen dürfen! Mein Pflegevater fiel mir ein, der eines seiner Kinder, das seine Werktagskleider mutwillig beschmutzt hate, damit strafte, daß es diese schmutzigen Kleider am nächsten Sonntage anziehen mußte.

Nachdem ich alles gelernt hatte, was ich zu lernen

sand, trieb mich die Reiselust weiter ans Meer, und über das Meer hinüber nach Nordamerika. Unsere Schiffsgesellschaft war gemischter Art. Solche Leute aber, mit denen ich über das Heil ihrer Seele hätte reden können, fand ich nicht. Sie aßen, sie tranken, sie stuchten, sie lachten, sie spielten, sie zitterten, wenn ein Sturm kam; aber beten hörte ich keinen, und der Sonntag war in ihrem Kalender nicht rot. Wenn sie Langeweile hatten, mußte der Steuermann von seinen weiten Reisen erzählen, und da hörte ich zuweilen zu, weil hie und da etwas daran zu lernen war. Man hört zur See Wunderdinge von dem großen Staat, der in Ost- und West-Indien getrieben wird. Da ist der Luxus eigentlich zu Hause. Der eine unserer Passagiere, der als Goldschmied in der Havanna auf der Insel Cuba gearbeitet hatte, erzählte, wie er dort Fensterläden mit massivem Silber habe beschlagen müssen; sogar geringere Gefäße würden von massivem Silber gemacht, ebenso großer schwerer Silberschmuck, zumal für Kirchen, wie er in Europa gar nicht vorkomme. Als ich einmal in die Kajüte hinunterkam, erzählte der eine Steuermann von seiner Reise nach Ostindien und von der entsetzlichen Prachtliebe, welche namentlich in Batavia herrsche und mit welcher der surinamische Staat, so groß er auch sei, in gar keine Vergleichung komme. Er sei nicht wenig erstaunt, als er zum erstenmal abends das Land betreten habe. Da sei ein Wagen mit sechs Pferden bespannt gekommen, drei Läufer voraus, drei Diener auf dem Bock, drei hintennach, alle mit Fackeln, so daß er geglaubt habe, es müsse wenigstens ein Fürst in dem Wagen sitzen. Bald darauf sei indessen noch ein Wagen gekommen, zwar nicht mit sechs, aber doch mit zwei Pferden, und drei Diener mit Fackeln, um ihn abzuholen. Das sei allgemeine

Sitte; kein Mensch gehe zu Fuß, alles zu Wagen, und die Menge der Dienerschaft sei entsetzlich. Die nächsten Nachbarn, wenn's nur jenseits der Straße wäre, besuchten einander nur zu Wagen.

Bei dieser Erzählung fiel mir ein, wie groß doch der Unterschied zwischen dem Leben im Himmel und dem sei, was unter den Menschen auf Erden als das höchste von Glanz und Glück betrachtet wird. Ach, wie wenig unterscheiden doch die Menschen zwischen *Sein* und *haben*! Wenn einer viel hat, der wird glücklich gepriesen; und doch ist nur der wahrhaft glücklich, der etwas Rechtes ist. Das wahre Glück ist innerlich und kann deswegen nicht geraubt werden. Die Verkürten im Himmel werden Glanz genug haben und keine Fackeln brauchen, auch keine Wagen, da sie sich mit ihrem Lichteib windschnell an jeden Ort versehen können. Welch ein Glück, einen solchen Lichteib zu haben!

Meine Seereise ging ohne besondere Unfälle vonstatten und ich landete wohlbehalten in Philadelphia. Hier fand ich bald Arbeit genug, und wenn mir's bloß ums Geldverdienen zu tun gewesen wäre, so hätte ich da eine reichliche Ernte machen können. Aber es lag mir auch an, Christen aufzusuchen und im Umgang mit Christen Ersatz zu finden für das, was mir die Welt in Ruhestunden anbot, was mich aber nicht befriedigen konnte. Ich durfte nicht lange suchen, so fand ich Freunde, die mich verstanden und mit denen ich einen segensreichen Umgang anknüpfte. Ich mietete mir eine Wohnung, fing ein eigenes Geschäft an und hatte nun Gelegenheit, meine Freunde ungestört jeden Abend und jeden Sonntag bei mir zu haben und mich mit ihnen zu erbauen. Wir beteten miteinander; wir lasen miteinander in der Bibel und in andern guten Schriften;

wir fangen schöne geistliche Lieder und erzählten uns Geschichten von frommen Menschen, die im Leben, Leiden und Sterben bei dem Heiland Trost gefunden haben. So lebte ich ein wahrhaft fröhliches Leben, und der Gedanke ans Vaterland kam mir immer seltener. Aber unsere Wege sind nicht in unserer Hand. Gott führt uns mit verborgenen Händen. Als ich eines Tages durch die Straßen ging und von der Secondstraße in die Racestraße einbog, stand vor dem Eckhause, in welchem ein Materialwarenhändler wohnt, der Botenwagen von Pittsburg, und mit dem Fuhrmann sprach einer. — — Je nun, den sollt' ich ja schon gesehen haben; dies Gesicht muß ich kennen. Indem ich so verwundert stehen blieb, meinte der Fuhrmann, ich warte auf ihn, und fragte: „Was ist Ihnen gefällig, mein Herr?“ Nun konnte ich nicht mehr zurück und sagte: „Dieser junge Mann, mit dem Ihr redet, hat ein mir so bekanntes Gesicht, daß ich mich nicht enthalten kann, ihn um seinen Namen zu bitten.“ — Der junge Mann, als er das hörte, versicherte, ich sei ohne Zweifel im Irrtum, wenn ich glaube, ihn zu kennen, er sei ganz fremd hier und komme soeben erst an; übrigens heiße er Gottlieb T. — „Freilich, freilich,“ rief ich laut vor Freuden, „du bist's; jetzt weiß ich's; du bist von Hornberg, dein Vater heißt Bernhard T. —, und ich bin dein Vetter Bland.“ Hiermit faßte ich ihn am Arm und zog ihn ganz erstaunt in meine nahegelegene Wohnung. Hier ging erst das Grüßen recht an. Gottlieb war wie im Traum, und ich wunderte mich nicht darüber, als ich seine Geschichte hörte. Er war als Uhrmacher auf Reisen gegangen, hatte lange in Jamaika gearbeitet, sich ein Schönes erspart, und wollte nun nach Hause reisen, um seine alten Eltern noch am Leben zu finden und ihren Segen zu empfangen. Unter-

wegs aber traf das Schiff, mit welchem er fuhr, ein heftiger Sturm; es bekam einen Deck, der nicht mehr zu heilen war, und die Mannschaft mußte froh sein, als sie, noch ehe ihr Schiff versank, einen ameritanischen Zweimaster sahen, der sie aufnehmen konnte. Noch ehe aber dieser in die Nähe kam, löste sich ihr Schiff vollends auf und so wurden sie, nachdem alle ihre Habe im Meer versunken war, auf Balken und Brettern schwimmend von der Schaluppe des Zweimasters angetroffen und aufgenommen. Der Zweimaster fuhr nach Philadelphia und setzte sie dort ans Land. So war Gottlieb, alles Eigentums beraubt, nur etwas Münze in der Tasche, nach Philadelphia gekommen; und da fiel ihm ein, daß er in Pittsburg einen Fuhrmann erkundigte, nach welchem er sich eben bei dem Fuhrmann erkundigte, als ich ihn antraf. Man kann sich denken, in welchem Zustand sein Gemüth sich befand, nachdem seine Hoffnung so zusammengebrochen war, und wie der plötzliche Übergang von der Bekümmernis zu der Freude, so unerwartet einen Freund zu finden, auf ihn wirken mußte. Nachdem er sich einige Tage bei mir erholt hatte, fand ich ihn stark genug, um ihm zu sagen, daß nach eingegangenen Nachrichten seine beiden Eltern bereits im Grabe liegen. Nun hatte er keine Lust mehr, nach Hause zu ziehen. Sonderbarerweise aber erwachte nun in mir durch die Anregung so vieler alten Erinnerungen die Heimathlust um so stärker, und ich faßte schnell den Entschluß, das deutsche und schweizerische Vaterland wenigstens einmal wieder zu sehen, und wenn mir's dort nicht gefiele, dann wieder nach Amerika zurückzukehren. Ich übergab daher meinem Vetter Gottlieb mein ganzes Geschäft und war froh, auf diese Weise an einer alten Schuld etwas abtragen zu können. Das bare Geld,

was ich vorräthig hatte, reichte eben zu einem bequemen Reisegeld; und das wußte ich, daß, wo ich auch hinkommen sollte, mich meiner Hände Arbeit nähren würde. Der Abschied von meinen Freunden war freilich nicht leicht, und ich begreife es bis auf diese Stunde nicht, wie ich mich entschließen konnte, von ihnen wegzugehen; aber ein unwiderstehlicher Zug riß mich fort, und vielleicht wird es mir auch noch klar werden, warum ich nicht in Amerika bleiben sollte. Ich hatte eine glückliche Seereise, stieg in Amsterdam ans Land und reiste von dort bald zu Fuß, bald zu Schiff bis hierher. Morgen gedenke ich weiter zu ziehen.

Damit schloß Martin seine Erzählung, und da sich's zeigte, daß die drei Reisenden morgen einen Weg zu machen hatten, so beschloßen sie, jetzt die Ruhe zu suchen und die beiden übrigen Erzählungen unterwegs anzuhören.

Am folgenden Morgen ging's rasch Darmstadt zu. Da aber der, welcher im Gasthause zu Frankfurt diese Geschichte erzählen hörte und mir mittheilte, nicht auch dabei gewesen ist, als die beiden andern auf der Straße nach Darmstadt ihre Geschichte erzählten, so kann ich darüber keine Auskunft geben. Dagegen ist mir eine Reihe von Briefen zugekommen, welche über unsere drei Reisenden weitere Nachrichten enthalten und überhaupt in unsere Erzählung hereingehören. Ich will sie daher mit einigen Auslassungen mittheilen. Sie sind geschrieben von Wilhelm, einem Sohne Gottfrieds, den ihr oben kennen gelernt habt, an Konrad, den Bruder Gottliebs, des Schiffbrüchigen. Konrad war bei Gottfried in der Lehre gewesen und arbeitete jetzt

in Karlsruhe. Wilhelm und Konrad aber hatten einander so lieb gewonnen, daß sie in einem ununterbrochenen Briefwechsel standen.

Erster Brief.

Lieber Konrad! Du wirst schon durch Philipp erfahren haben, daß mein Vater am Montag voriger Woche an einer Unterleibsentzündung gestorben ist. Du weißt, was ich verloren habe; auch Du hast, besonders seit dem Tode Deiner Eltern, einen treuen Vater an ihm gehabt. Mein Bruder, der Kandidat, hat ein Kreuz auf das Grab gesetzt mit der lateinischen Inschrift: *Reseda dolorem: Resurget.* (Stille den Schmerz: Er wird auferstehen.) Dies hat uns Veranlassung gegeben, Reseden auf das Grab zu säen, damit ihr Duft uns mahne an den ewigen Frühling, wo alle Gebeine grünen. — Nächste Woche komme ich zu meinem Onkel in S. und werde vielleicht bei ihm bleiben, bis ich außer Lands gehe. Du weißt, daß er einer der geschicktesten Uhrmacher ist, bei dem ich etwas Besseres lernen kann; aber Du weißt auch, daß er ein wahrer Christ ist, und daß es in seinem Hause zugeht, wie es in einem Christen Hause sein soll. Ich freue mich daher sehr, zu ihm zu kommen, und hoffe, noch weiteren Gewinn bei ihm zu finden, als für meine Kunst. Gestern stieg ich auf unseren Zurabergen herum, zum erstenmal, seit Du fort bist. Ach, damals war's freilich angenehmer, als wir noch miteinander gingen uns Pflanzen zu holen! Ich fand die *Gentiana acaulis*, die *Saponaria ocymoides*, das *Thlaspi alpestre*, den *Crocus vernus* und den *Ranunculus alpestris*. In der That, ich weiß meine freie Zeit, welche andere mit Spiel- und Saufgelagen, oder doch mit leichtsinnigem

Geschwätz und elenden Büchern verderben, nicht besser zuzubringen, als wenn ich die Spuren der Weisheit und Macht Gottes in den Werken der Schöpfung aufsuche: und wenn ich in diesem großen Buche der Offenbarung Gottes ein paar Dutzend Blätter umgeschlagen habe und sitze dann auf einem Stein und lese einige Kapitel in meiner Bibel, so schmecke ich dann erst recht die Süßigkeit des Wortes Gottes. Da blicke ich hinunter in die prächtig geschmückte Gegend mit ihren fruchtbaren Feldern, Gärten, Wäldern, mit ihren Hügeln, Seen, Städten und Dörfern; da drüben liegt vor mir die hohe Alpenkette mit ihren schneebedeckten Gipfeln, rechts von dem glänzenden Montblanc, links von dem breiten Pilatus begrenzt, und dann lese ich im 90. Psalm:

„Herr Gott, Du bist unsere Zuflucht für und für. Ehe denn die Berge geworden, und die Erde und die Welt geschaffen worden, bist Du, Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit. — Du lässest die Menschen dahinfahren wie einen Strom, und sind wie ein Schlaf; gleichwie ein Gras, das doch bald welk wird; das da frühe blühet, und bald welk wird, und des Abends abgehauen wird, und verdorret.“

Dann erhebt sich mein Herz von dem Sichtbaren zu dem Unsichtbaren, und es wird mir wohl. Ist dieses schon so schön, wie schön wird jenes sein!

Dieser Tage sah ich die Schüler des Lyzeums in R. in ihren Freistunden herumslendern. Sie wußten vor langer Weile und Mutwillen nicht, was sie treiben sollten, und trieben Unarten. Wie gut wäre es, dachte ich, wenn man diesen Knaben von Kindheit auf Freude an der Natur und Kenntnis ihrer Reichtümer beibrächte und sie aufforderte, den Unterricht der Schule durch Anschauung sich zu verdeutlichen; oder wenn

gar der Lehrer selbst mit ihnen ginge auf ihren Spaziergängen, und ihnen Anleitung gäbe, auf eine lehrreiche Weise in den verschiedenen Naturreichen sich umzusehen. Da würde dann, je nach seinem Geschmac, einer eine Pflanzensammlung anlegen, ein anderer eine Muschelsammlung, der dritte eine Sammlung von Mineralien, oder von Moosen, oder von Käfern usw. Durch Wett-eifer käme Eifer unter sie, die müßigen Stunden wären ausgefüllt, und bis ins Alter hinein käme es den Leuten wohl, wenn sie den Dingen, welche ihnen immer vor Fuß und Augen liegen, auch den Namen geben könnten, wie Adam im Paradiese den Thieren. Doch ich sehe, daß mein Brief zu lang wird und fast ausieht, wie die Vorlesung eines Professors; und doch bin ich weiter nichts, als der zweiundzwanzigjährige Uhrmacher, Dein Freund

Wilhelm P.

Zweiter Brief.

Lieber Konrad! Ich bin das leztmal nicht ganz fertig geworden mit dem, was ich Dir sagen wollte, und habe nun auch auf die Einwendungen zu antworten, welche Du in Deinem Briefe gemacht hast. Du sagst: man habe nicht überall Gelegenheit, solche Sammlungen anzulegen, und solche Ausflüge anzustellen, welche der Mühe lohnen. In einer ganz flachen Sandgegend z. B. sei die Reihe von Naturalien aus allen Reichen bald durchgegangen. Allein solche Gegenden gibt es doch bei uns nicht, sondern nur in Norddeutschland, und auch da könnte man wenigstens eine Sammlung von Gräsern haben, und in den Wäldern auf jeden Fall eine erträgliche Ausbeute von Pflanzen finden. Du sagst ferner: es wäre zu befürchten, daß

die Knaben zu viele Zeit auf diese Beschäftigung verwenden, und sie zu einer leidenschaftlichen Spielerei machen, das langweiligere Sprachstudium aber darüber hintansetzen würden. Das könnte im Anfang geschehen, so lange ihnen die Sache noch neu wäre; aber das Gleichgewicht würde sich bald wieder herstellen. Mir ist's nur darum zu tun, daß ein Jüngling, dem doch sonst die Wohltat der Bildung zu teil wird, auch ein offenes Auge bekomme für die Schönheiten und Mannigfaltigkeiten der Natur. Ist's nicht eine Schande, daß es bei uns so viele Leute gibt, die alle großen Gebäude des Altertums an den Fingern herzuzählen, und doch den Granit nicht vom Jurakalk zu unterscheiden wissen! Leute, die ein halb Dutzend Sprachen sprechen und die Sprache der Natur nicht verstehen! Leute, die einen Dürer von einem Kranach zu unterscheiden wissen, aber nicht den Storch vom Kranich. Kurz, die bloße Stubengelehrsamkeit meine ich, obgleich die Uhrmacher auch Stubengelehrte sind. Als ich von jenem Gange nach Hause kam, sagte ich meine Gedanken gleich meinem Bruder, dem Kandidaten, der am Lyzeum unterrichtet. Aber da kam ich schön an. Dem ist ein lateinisches Vokabulum lieber als eine Erzstufe, und eine griechische Phrase lieber als ein ganzer Blumenstrauß. Freilich, wenn die Naturkunde von einem ungläubigen Menschen getrieben wird, oder bloß mechanisch, so gebe ich nichts darum; aber unter der Hand eines christlichen Lehrers müßte sie auch für die christliche Bildung und Befestigung der Jugend ungemein fruchtbringend werden. Außer dem eigentlichen Religionsunterrichte und der Geschichte gibt es wenige Lehrfächer, welche mit dem Christentum so verwandt sind, wie eine lebendige Betrachtung der Wunder Gottes in der Natur. Wenigstens meine ich, man habe bei den Blumen und Steinen

viel näher an Gott zu denken, als bei der Übersetzung eines heidnischen Poeten. Wir beide hatten freilich ein besonderes Glück, daß sich der selige Doktor L. unserer so angenommen und uns in die Kenntnis der Natur, mit beständiger Hinweisung auf das Unsichtbare, hineingeführt hat. Doch, was Du drittens einwendest, dazu sage ich Ja und Amen. Wenn nur die Bibel mehr in unseren höheren und niederen Schulen gelesen würde! Doch fehlt's freilich zuerst, und wohl denen, bei welchen die Eltern zu Hause das nachholen, was in der Schule versäumt wird. Übrigens wird auch in dieser Beziehung gelten: „Dieses thun, und jenes nicht lassen.“ Genug davon.

Seit acht Tagen bin ich nun hier in B. bei meinem Onkel, und es ist mir recht wohl in diesem frommen Familienkreise. Hier wird kein leichtsinniges Gespräch geführt, und doch sind wir alle fröhlich und heiter. Ich denke oft an Dich, da Du nicht das Glück hast, in einem so guten Hause zu sein. Mögest Du nie weit haben zu Dem, der uns täglich nahe ist! Damit grüßt Dich Dein

W.

Dritter Brief.

Es ist schon lange seit meinem letzten Briefe an Dich, und doch habe ich Dein nicht vergessen. Aber mit dem Briefschreiben geht's einem wie mit allem Guten, man schiebt's gern auf, und kommt dann von Tag zu Tag schwerer dazu. Vorige Woche war ich in meiner Heimat und auf meines Vaters Grab. Wie mich's freute, die Reseden so schön aufgegangen zu sehen! Ich nahm ein Schnupftuch voll Erde von diesem Grabe und einige schöne junge Pflänzchen von den

Reseden. Als ich nach Hause kam, füllte ich einen kleinen Blumentopf mit dieser Erde und steckte die Reseden hinein. Auf ein Täfelchen, das ich an den Stab befestigte, der die Pflanzen aufrecht hält, schrieb ich die Worte: Reseda dolorem: Resurget. Den Blumenstock verwahre ich in meiner Kammer; niemand weiß davon. Mit Freuden sah ich gestern, daß die Pflanzen schön gedeihen.

Mein Onkel hat vier Kinder. Der Sohn, welcher das älteste ist, besucht die Schule in N.; die drei jüngeren sind Töchter von sechs, sieben und zehn Jahren. An diesen Kindern habe ich große Freude. Sie sind offen, aufmerksam und haben den Heiland so lieb wie ihre Eltern, ob sie Ihn gleich noch nie gesehen haben. Die jüngste, Lucie, fragte mich kürzlich: „Hast du den Heiland auch lieb, Wilhelm?“ — Ich antwortete: „Ja, Lucie, ich möchte Ihn gern recht lieb haben.“ — „Wer verwehrt dir's denn?“ fuhr sie fort. — Ich sagte: „Niemand wehrt mir's; aber ich vergesse es so oft, daß man Ihn lieben muß.“ — „Das mußt du nie vergessen!“ erwiderte sie, „Er vergift ja uns auch nicht.“ — Ein andermal fragte sie: „Hat Jesus auch eine Taschenuhr gehabt?“ — Ihr Vater antwortete: „Nein, Kind, damals gab's noch keine Uhren.“ — „Aber,“ sagte sie, „du hast ja heute gelesen, daß der Heiland gebetet habe: Vater, die Stunde ist hier, daß Du Deinen Sohn verklärst.“ Da mußte er ja doch auf die Uhr gesehen haben.“ Der Vater sagte ihr nun das Nötige, und erklärte ihr bei der Gelegenheit, daß man da, wo es keine Uhren gibt, sich nach dem Lauf der Sonne richte. Sie sagte: „Nun will ich auch nicht mehr auf die Uhr sehen, sondern auf die Sonne, weil der Heiland auch auf die Sonne gesehen hat.“ Auf den Sonntag freut sie

sich immer besonders und sagt, die Sonntage kommen ihr weißer vor als die andern Tage.

Gestern hatte ich eine Uhr auszubessern, an welcher ein Zahn aus dem Sperr-Rad gebrochen war. Da fiel mir ein, wie so ein kleiner Fehler gleich eine Unregelmäßigkeit in den ganzen Lauf einer Uhr bringen kann, und wie viel demnach dazu gehört, damit es in unserm innern Laufe immer regelmäßig fortgehe. Es war eine goldene Uhr. Da kam mir auch der Gedanke, wie wenig doch das kostbare Gehäuse dazu beitrage, um das Innere in Ordnung zu erhalten. Eine tombakene Uhr kann ein gutes Werk haben, und eine goldene ein schlechtes, wie ein Mensch unter Gold und Seide oft ein böses Herz verbirgt, und dagegen unter einem groben Kittel oft ein edles Herz schlägt. Wie töricht ist doch die Eitelkeit der Menschen, die gewöhnlich nur auf das Äußere sehen! Ich schließe. Vergiß nicht Deinen

W.

Vierter Brief.

Dein Schreiben, mein lieber Konrad, habe ich erhalten, und weiß nun also, daß Du nicht mehr in Karlsruhe bist, sondern in Frankfurt. Du schreibst, du seiest vom Regen in die Traufe gekommen. Das bedaure ich von Herzen. Aber hast Du denn auch diesen Schritt mit gehöriger Überlegung und mit Gebet getan? Doch ich will daran nicht zweifeln, so wenig als an der Wahrheit des Wortes: „Dem Gerechten muß das Licht immer wieder aufgehen, und Freude dem frommen Herzen.“ Gestern besuchte uns ein deutscher Freund aus der französischen Schweiz, den der Dunkel schon lange kennt und liebt. Ihre Unterhaltung war mir sehr lehrreich, und ich will Dir nur einen Punkt aus derselben mit-

teilen. Es war die Rede von dem Segen, der auf der Befolgung des Gebotes liegt: Ehre deinen Vater und Mutter. Die Tante fragte: „Warum heißt es denn Ehre und nicht liebe? Ich meine doch, das wäre natürlicher.“

Hr. Wollau: Eben deswegen, denke ich, weil es so natürlich ist und sich von selbst versteht, daß die Kinder ihre Eltern lieben, ist das nicht ausdrücklich geboten. Diese Liebe ist ein Naturtrieb, der sich sogar bei den Thieren findet, und ist kein besonderes Verdienst, solche Liebe zu haben; sie nicht zu haben wäre unnatürlich. Aber seine Eltern ehren als seine Vorgesetzten, als die nächsten Stellvertreter Gottes, und ihnen also gehorsam sein, das ist Gottes Gebot und Forderung an uns.

Tante: Aber es gibt doch Beispiele von Menschen, die ihren Eltern gehorsam gewesen sind, und sich doch nicht zu Gott bekehrt haben. Werden denn diese doch selig, bloß weil sie dies Gebot nicht verletzen?

Hr. Wollau: Das ist nicht gesagt. Die Verheißung, welche Gott diesem Gebot mitgegeben hat, bezieht sich nur auf dieses Erdenleben: Auf daß dir's wohl gehe. Wer seine Eltern ehrt, dem geht's wohl in dieser Welt: wenn er aber Gott nicht auch ehrt, und seine übrigen Gebote hält, namentlich also das Gebot des Glaubens an den Gekreuzigten, so kann er desungeachtet doch verloren gehen. Und umgekehrt, wenn einer sich gegen seine Eltern versündigt, so läßt Gott es ihm zur Strafe dafür hinderlich gehen in dieser Welt; aber gerade das kann vielleicht dazu dienen, daß er dann um so ernstlicher die Gnade Gottes sucht, und für die Ewigkeit gerettet wird.

Der Onkel: Warum aber wird denn ein langes Leben als Verheißung dieses Gebots genannt?

Hr. Wollau: Darum, weil ein langes Leben im Alten Testamente als ein Glück angesehen wurde. Auch die frommen Leute starben ungern; denn damals hatte Christus dem Tode seine Schrecken noch nicht genommen. Jetzt ist das freilich anders.

Der Onkel: Da sieht man die Verkehrtheit der heutigen Erziehung. Die meisten Eltern meinen, wenn sie ihre Kinder etwas Rechtes lernen lassen, um sie zu großen Leuten in der Welt zu machen und ihnen ein rechtes Vermögen zusammenhäufen, dann sei aufs beste für sie gesorgt, dann seien sie glücklich; da doch nach dem Wort Gottes derjenige, welcher es in der Welt gut haben will, seine Eltern ehren soll, um dessen gewiß zu sein.

Hr. Wollau: Allerdings, so ist es. Aber das kommt daher, daß man dem Wort Gottes nicht mehr glaubt. Man fürchtet sich weder vor seinen Drohungen, noch bemüht man sich um den Segen seiner Verheißungen.

Als Herr Wollau abgereist war — doch ich muß schließen, da ich eben abgerufen werde. Sei herzlich gegrüßt von Deinem

W.

Fünfter Brief.

Du wirst denken, ich sei Dir ganz untreu geworden, da ich Dir diesmal so lange nicht geschrieben habe. Es hatte aber besondere Ursachen, und zwar so wichtige und traurige, daß mir's noch schwer wird, darüber zu schreiben. Bald nach meinem letzten Briefe an Dich wurde Anna, die zweite Tochter meines Onkels, vom Nervenfieber befallen, und zwar so heftig, daß sie bald alle Besinnung verlor, und schon nach drei Tagen als eine Leiche dalag. Du kannst Dir denken, daß nichts

veräußt wurde. Der geschickte Arzt gab sich alle Mühe; die Eltern kamen Tag und Nacht nicht vom Bette weg, die Geschwister weinten, alle beteten, und alles war vergeblich. Doch nein! ich will nicht sagen; das Beten ist nie vergeblich, und da wir bei unserm Gebet anerkannten, daß der himmlische Vater besser wisse als irdische Eltern, was seinen Kindern gut sei, so wollten wir ihm auch nichts vorschreiben, sondern beteten nur: Herr, wenn's Dein Wille ist! Aber Er wollte nicht und wird wohl wissen, warum Er nicht wollte. Das gute Kind starb. Die Eltern kostete es freilich ein schweres Opfer! aber wie gut war's, daß sie damals noch nicht wußten, welches schwerere auf sie warte. Als wir von der Beerdigung nach Hause kamen, mußte sich Lucie auch legen. Da ging's von einem Kummer in den andern. Die Krankheit hatte bei Lucie keine so bedenkliche Gestalt; der Arzt versicherte, sie sei nicht in Gefahr, und versicherte es nach bestem Wissen und Gewissen noch bei seinem letzten Besuch, zwei Stunden vor ihrem Tode. Lucie aber, welche durch die ganze Krankheit hindurch ihre liebliche Heiterkeit behielt, sagte gleich von Anfang an: „Ich gehe zum Heiland und zur Anna.“ Wenn die Mutter weinend fragte: „Aber denkst du denn nicht daran, daß ich dann keine Lucie mehr habe?“ so antwortete sie ganz heiter: „Mutter, sag' nicht so. Deine Lucie ist nicht verloren. Du hast sie immer noch. Nur was verloren ist, hat man nicht mehr; ich aber gehe nicht verloren, sondern bin wohl aufgehoben und an einem Ort, wo Du mich wieder finden kannst.“ Heiter lächelnd schlief sie ein und erwachte nicht mehr. Der Schmerz der Eltern war groß. Der Vater saßte sich nach der Beerdigung zuerst wieder, und einige Tage darauf sagte er zur Tante: „Mutter, ich habe mich geprüft und habe gefunden, daß ich einer solchen

Annahmung und Bückigung bedurfte. Ich war am Schläfrigwerden; es ging alles so gut, daß es mir anging, wohl zu gefallen auf dieser armen Erde, und ich des himmlischen Vaterlandes nicht mehr so sehnsüchtig gedachte. Weißt du noch, wie neulich so trübes Wetter war, daß man keine Sonne mehr sah, da fing unsere Schwarzwälder-Uhr dort an der Wand auf einmal an, stille zu stehen. Ich mußte den Hammer auf das Gewicht legen, um sie wieder zum Gehen zu bringen. Als aber der Hammer ein paar Tage darauf gelegen war, da konnte ich ihn wieder wegnehmen, und sie ging wieder fort, wie vorher. So ist mir's auch gegangen. Meine Uhr wollte stille stehen. Da legte Gott ein schweres Gewicht auf, um sie in Gang zu bringen. Wir wollen hoffen, daß es schwer genug gewesen sei."

Du glaubst nicht, wie es in unserm Hause so still geworden war. Immer meinte ich, die lebhafteste Lucie müßte herbeikommen und mir mit ihren Erzählungen das Herz erheitern. Linchen, die älteste, saß traurig in einem Winkel; die Tränenquellen der Mutter flossen im Stillen den ganzen Tag, der Vater hing seinen Gedanken nach. Alle Freude war verschwunden. So ging's vier Wochen fort; ich hatte allen Mut zum Schreiben verloren und hoffte im Stillen auf bessere Zeiten. Gütliche Hoffnung, die von Gottes Wegen nichts weiß und nicht in die Zukunft blicken kann! Auch Linchen wurde krank. Sie war gefaßt zum Sterben und hatte seit dem Tode ihrer Schwestern keinen andern Gedanken gehabt. Die Eltern mögen wohl auch etwas davon gemerkt haben, und daher mitunter der schwere Druck gekommen sein, der auf ihrem Gemüte lag. Vom Sterben wollte Linchen nichts hören. „Heißet's nicht Sterben!“ sagte sie. „Wenn man eine Blume

aus der Rabatte nimmt und in einen Blumenscherben setzt, weil's ihr im Garten zu kalt ist, so sagt man ja nicht, die Blume sei gestorben.“ „Schlafen möget ihr's nennen,“ sagte sie ein andermal; „da denkt man auch gleich ans Erwachen, und ich werde wohl nicht lange schlafen. Der Heiland weckt mich gewiß bald.“

Mit Erstaunen bemerkte ich, wie gefaßt Linchens Eltern während ihrer Krankheit waren; als ob der Druck von ihrem Gemüthe gewichen wäre, sobald es ihnen klar wurde, auf was es hier ankam. Sie steheten zwar inständig zum Herrn: Er wolle doch so gnädig sein, und dieses Opfer nicht auch von ihnen fordern; als sie aber sich überzeugt hatten, daß es mit ihrem Kinde zum Sterben gehe, so konnten sie auch, kraft einer besonderen Stärkung von oben, sagen: „Der Name des Herrn sei gelobt!“ Am achten Tage der Krankheit entschlief Linchen. Eine Menge Menschen von hier und der Umgegend begleiteten sie zum Grabe; denn allenthalben erregte die schwere Prüfung, welche den guten Eltern auferlegt wurde, lebhafteste Theilnahme. Aber nun, als die Freunde alle sich entfernt hatten, und wir allein im Hause waren, alles so still, alles traurig — da wollte fast der Glaube wanken, und der Mut brechen. Wie hätte ich trösten können! ich war selbst im Innersten betrübt. Da fiel mir mein Blumentopf ein, der in meiner Kammer stand. Ich eilte hinauf, schrieb eine neue Inschrift und brachte ihn herunter. Drei Reseden blühten voll und lieblich neben einander. „Sehen Sie,“ rief ich den gebeugten Eltern zu, „dies ist die Erde von meines Vaters Grab, und aus denselben sind drei Reseden gewachsen; und sehen Sie, was hier steht: Reseda dolorem: Resurgent; Stille den Schmerz: Sie werden auferstehen!“ — „Ja, ja,“ sagte der Onkel, „du hast recht; sie werden auferstehen, und

ihre Auferstehung wird Freude sein.“ — Auch die Tante richtete sich an diesem Bilde auf und wurde mutiger. „Laß die Blümlein hier stehen,“ sagte sie zu mir, „ich will sie pflegen, und so oft ich sie ansehe, an die Auferstehung meiner Kinder denken und mich trösten und freuen.“

Am folgenden Tage kam ein Freund aus einem benachbarten Orte und brachte folgendes Lied zum Trost der bekümmerten Eltern:

In eines Gärtchens Mitte
Sah man, mit treuem Müh'n
Gepfleget, noch die dritte
Von dreien Lilien blüh'n.
Die andern hatten eher
Geneigt das bleiche Haupt;
Doch diese sproßte höher,
Von reichem Grün umlaubt.

Es schaut mit zarten Sorgen
Sie oft der Gärtner an;
Und hält sie wohl geborgen,
Wann rauhe Winde nah'n.
Er späht mit trüben Blicken
Nach hellem Sonnenschein;
Wie wird es ihn erquiden,
Wenn er sie sieht gedeih'n!

Doch ach! wo ist sein Hoffen!
Denn seine Blume hat
Ein böser Tau getroffen:
Da hängt sie weß und matt.
Das blasse Haupt gesunken,
Der schlanke Stamm geknickt;
Verlöscht die Lebensfunken,
Der Blütrieb ersticht.

Wohl strömen seine Tränen;
Es fehlt der Lebensjaft.

Wohl steigt sein schmerzlich Sehnen:
Ach wo ist neue Kraft!
Was helfen seine Stützen
Der welken Lilie!
Das Leben kannst du schützen;
Nicht das Gestorbene!

Und als mit dunkler Hülle
Die Nacht das Gärtchen deckt',
Da wurde in der Stille
Des Gärtners Ohr gewedt.
Der Herr des Gartens sandte
Den Boten mild und hold,
Der aus dem Gartenlande
Gestorb'ne Blumen holt.

Er pflanzt sie in die Beete.
Wo tausend andre steh'n.
Die nicht in dieser Ode,
Erst dort die Reife seh'n
Wo ew'ge Frühlingslüfte
Das Kränkelnde erneu'n,
Und auch die Grabesbüfte
Zum Lebenshauch gedeih'n.

Gern möcht' der Gärtner schauen,
Wo seine Lilien blüh'n:
Ein Blick in jene Auen —
So reich, so lebensgrün —
Wie würd' er ihn erquiden!
Doch hohe Mauern steh'n,
Zu wehren seinen Blicken:
Vergeblich ist sein Fleh'n.

Nun warte nur, o Gärtner
Und stille deinen Schmerz!
Bald kommt auch dir der Pfortner,
Und führt dich morgenwärts,
Wo deine Lilien schimmern
Im vollen Sonnenlicht;
Drum laß das bange Klammern,
O Gärtner, weine nicht!

Allmählich stillte sich nun der Schmerz! doch werden die Wunden schwerlich ganz vernarben. Wie schwer hält es doch, bis wir bei allem, was uns begegnet, mit freudiger Herzensüberzeugung sagen können: Was Gott tut, das ist wohlgetan! Doch kann es einem Ernst sein, wenn man es auch unter Tränen sagt.

Mein Brief ist länger geworden, als ich dachte. Der Schmerz macht sonst einsilbig; aber einem teilnehmenden Freunde ihn aufdecken, lindert ihn. Es ist, als ob man demselben einen Teil seines Schmerzes abgeben könnte. Schreibe bald Worte des Trostes an Deinen

aufrichtigen Freund W.

Sechster Brief.

Lieber Konrad! Ich habe Deinen Brief empfangen und mit Freude in demselben gelesen, daß Du in Frankfurt gleichgestimmte Freunde gefunden hast, mit welchen Du Deine Freistunden auf eine nützliche Weise zubringen kannst. Ich habe gar keinen Freund meines Alters und bin auf den seit unserm großen Verlust so klein gewordenen Familientreis unseres Hauses beschränkt. Wenn es aber Lücken gibt in einem Kreise, dann rücken die übrigen desto näher zusammen und der Kreis wird enger. So ist es auch bei uns, und es kommt mir vor, ich sei um eine Stufe höher gestiegen, vom Neffen zum Sohne: so viel näher fühle ich mich dem Onkel und der Tante gerückt. Zuweilen vergesse ich mich und sage Vater und Mutter, was mir natürlich nicht übelgenommen wird.

Kürzlich war hier ein fremder Uhrmacher zum Besuch, der erzählte von einer großen, künstlichen Uhr, die ein gewisser Pfarrer H a h n verfertigt hat. Diese Uhr zeigt den Lauf der Planeten an, und zwar bewegen

sie sich alle in derselben Zeit um die Sonne, wie dies in der Natur der Fall ist. Dieses große Kunstwerk ist aber nicht mehr im Gang, und seit dem Tode des Verfertigers soll es niemand gewagt haben, eine Herstellung des gestörten Mechanismus vorzunehmen. Die Erzählung von dieser Uhr gab Veranlassung zu einem Gespräch über die Vorstellung mancher Menschen, welche die Welt auch als eine Uhr ansehen, die Gott bei der Schöpfung aufgezo-gen und dann sich selbst überlassen habe, daß sie nun nach den ihr eingepflanzten Gesetzen ablaufe, ohne daß Gott weiter in ihren Lauf eingriffe, oder sich etwas um sie bekümmerte. Der fremde Uhrmacher, Herr Guillon, schien sehr geneigt, diese Ansicht zu verteidigen: der Onkel aber wollte nichts davon wissen. „Ich stelle mir,“ sagte er, „die Sache ganz anders vor. Ich möchte die Welt nicht mit einer Uhr vergleichen, sondern eher mit dem Leibe des Menschen. Da ist zwar auch etwas der Uhrfeder ähnliches, welche das Uhrwerk im Gange erhält, nämlich der Kreislauf des Blutes, welches in alle Teile des Körpers dringt und ihnen Wärme und Bewegung mittheilt; aber das, was den Leib belebt und regiert, ist der Geist des Menschen, und wenn der den Leib verläßt, so ist dieser tot und die Bewegung hört auf. So wenn sich Gott aus der Welt zurückziehen und sie sich selbst überlassen würde, so wäre die Welt tot und alle Bewegung hörte auf. Darum sagt Paulus: In Ihm leben, weben und sind wir. Wir haben also einen lebendigen Gott, und darum auch eine lebendige Welt, die keine Uhr ist.“

Herr Guillon wollte damit nicht einstimmen, und sie stritten ein Langes und Breites darüber. Endlich blieb jeder auf seiner Meinung; ich aber glaube, daß der Onkel Recht gehabt hat.

Gegenwärtig lese ich den Propheten Jesaja's. Ich verstehe vieles nicht; was ich aber verstehe, ist so wichtig und herrlich, so lehrreich und tröstlich, daß ich fast nicht genug bekommen kann, und jedes Kapitel zweimal lese. Gibt es doch auch manche Früchte, die zwar reif vom Baume fallen, aber doch erst genießbar sind, wenn man sie vorher auf ein paar Monate in den Keller gelegt hat. Damit meine ich aber nicht bloß das Behalten im Gedächtnis. Von der Maria heißt's: „Sie bewegte die Worte in ihrem Herzen.“ Wenn der Same des Wortes Gottes nicht in den Ader unserer Herzen fällt, sondern auf den Fruchtboden des Gedächtnisses, so kann er keine Frucht bringen. Nun lebe wohl und bete auch für Deinen

W.

Siebenter Brief

Raum sind vier Tage vorüber, mein lieber A., seit ich meinen letzten Brief an Dich abgeschickt habe, und schon wieder sitze ich da in meinem Kämmerlein, um Dir zu schreiben. Wie wirst Du Dich wundern, wenn Du den Inhalt dieses Briefes gelesen hast! Denn nur, vorgestern sind die drei Brüder Bland hier angekommen, Deine Vettern, von welchen der älteste in deinem elterlichen Hause in Hornberg aufgezogen wurde. Er läßt Dich aufs Herzlichste grüßen, und bedauert es unaussprechlich, daß er nichts von Deinem Aufenthalt in Frankfurt wußte: denn — was wirst du dazu sagen? — er ist über Frankfurt gereist! Ja, was noch mehr ist und fast aus Wunderbare grenzt, er ist dort mit seinen Brüdern zusammengetroffen, ohne daß einer etwas vom andern gewußt hatte. Sie kamen alle drei aus Amerika, waren zu verschiedener Zeit dort abgereist, und die drei Schiffe, auf denen

sie die Reise machten, mußten nebst vielen andern, die vor dem Texel zusammenkamen, auf ruhigere Witterung warten, um in den Hafen von Amsterdam einlaufen zu können. Von da gingen sie auf verschiedenen Wegen weiter und kamen an einem Tage in Frankfurt an, der eine über Mainz, der andere über Wiesbaden, der dritte zu Wasser. Sie waren alle drei von christlichen Freunden in das Gasthaus zur Stadt Amsterdam empfohlen worden, und dort trafen sie zusammen; aber keiner kannte den andern. Der älteste erzählte seine Geschichte*) und da er gelegentlich auch seinen Namen nannte, so merkten die andern bald, wen sie vor sich hatten, aber jeder von ihnen wollte auf eine andere Gelegenheit warten, um sich zu entdecken. Am folgenden Morgen, als sie miteinander auf der Straße gingen, die nach Darmstadt führt, fing der zweite, Christoph, also an: „Mein Vater hieß Peter Bland und wohnte in einem Dorfe unfern des Neuschateler Sees.“ — „Was?“ riefen die beiden andern wie mit einem Munde: „Der war ja auch mein Vater.“ — Und nun denke Dir das dreifache Erstaunen, das Grüßen, das Umarmen! So etwas läßt sich nicht schildern. Ich möchte dabei gewesen sein. Als die ersten stürmischen Hin- und Herfragen beseitigt waren, setzten sie ihren Stab weiter, und die Erzählung der beiden jüngeren Brüder wurde natürlich jetzt mit verdoppelter Theilnahme angehört. Christoph fuhr fort: „Ihr wisset, daß ich schon in meinem fünfzehnten Jahre von einem reichen reisenden Kaufmann als Bedienter angenommen wurde, und nachdem ich lange mit ihm

*) Dies ist dieselbe Geschichte, die wir oben schon gehört haben.

auf dem festen Lande umhergereist war, machte ich auch die Reise mit ihm nach Surinam, wo er bedeutende Besitzungen hatte. In seinem Hause in der Domine-Straße war das Handlungs-Kontor, wo ich vorläufig als Packer Dienste leistete, nach und nach aber auch Schreiben, Rechnen und was sonst zu einem Kaufmann gehört, lernen durfte. Ich wurde gut behandelt und hatte reichlichen Lohn, den Sonntag brachte ich gewöhnlich in dem Brüderhause in der Steenbalkers-Straße zu, wo ich an allen Versammlungen Anteil nahm und mich für das trockene Zahlengeschäft, das ich in der Woche treiben mußte, entschädigte. Die Bibel handelt zwar auch, wie die kaufmännischen Bücher, von lauter Sollen und Haben, von Gläubigern und Schuldnern, von Gewinn und Verlust; aber die Güter, welche in der Bibel beschrieben werden, sind von ganz anderer Art als die vergänglichen Kaufmannsgüter. Während ich daher in der Woche mit dem Verkauf von Zucker, Kaffee und Baumwolle beschäftigt war, freute ich mich immer auf den Sonntag, wo ich den verborgenen Schatz im Acker besuchte, Wein und Milch, beides umsonst, kaufte und meinen Glauben wieder stärken und meine Hoffnung erfrischen ließ.

So hatte ich eine Reihe von gesegneten Jahren verlebt und mir eine schöne Summe erspart, welche ich bei meinem Prinzipal stehen hatte, und mit welcher ich mich einst im lieben Vaterlande niederzulassen gedachte, das ich nie vergaß. Aber mein Lustschloß war nicht auf den ewigen Fels gebaut, darum stürzte es zusammen. Mein Herr hatte mich auf eine seiner Plantagen, südwestlich von der Stadt, geschickt, um da ein paar Wochen lang die Aufsicht für einen Direktor zu führen, der krank geworden war. Als er sich wieder erholt hatte, fuhr ich auf dem Surinam-Fluß in die

Stadt zurück. Oberhalb derselben stieg ich ans Land und ging die Saramaca-Straße hinunter. Auf der Brücke, die über den Kanal in der Steenbaffers-Gracht führte, standen einige Leute, die mit schadenfrohem Lächeln auf mich deuteten. Ich wußte nicht, was dieses Deuten bedeuten sollte. Ich ging an dem Holzmarkt vorbei über den Waterkant, weil ich in des Gouverneurs Hause etwas zu tun hatte. Überall Blicke, die mich theils mit Bedauern, theils spöttisch betrachteten. In des Gouverneurs Hause erfuhr ich, daß mein Prinzipal sich vor einigen Tagen heimlich auf einem Schiff geflüchtet und sein Geschäft in der größten Zerrüttung und äußerst verschuldet zurückgelassen hatte. Mir war dies unbegreiflich: denn so viel ich von seinen Rechnungsbüchern Einsicht hatte, so war alles in der besten Ordnung. Mit niedergeschlagenen Augen eilte ich nun den heiligen Weg hinauf, an welchen unser Haus stieß, und fand hier alles in der größten Verwirrung. Auf alle Vorräte war Beschlag gelegt; meine Kleider und sonstige Habe durfte ich mitnehmen; aber mein ganzes Kapital, das in dem Geschäft meines Herrn angelegt war, blieb verloren. Gott erwies mir die Gnade, daß ich dies mit ruhigem Gleichmut annehmen konnte und dem ungläubigen Gedanken kein Gehör gab: „Was werden wir essen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns kleiden?“ Ich konnte es meinem himmlischen Verforger fest zutrauen, daß Er es mir nie an dem Nötigen werde fehlen lassen. Doch wirkte dieser Vorfall so viel, daß ich des längeren Bleibens in Paramaribo überdrüssig wurde, und ernstlich darauf dachte, ins Vaterland zurückzukehren, ob es gleich demütigend ist, nach so langer Abwesenheit nichts mit nach Hause zu bringen, als was auf dem Rücken hängt. Mit Hilfe meiner kleinen Barschaft und dessen, was

ich aus dem Verkauf alles Entbehrlichen erlöste, konnte ich die Reisekosten bestreiten, und für das übrige verlasse ich mich auf meinen Gott und weiß, daß, wer arbeiten kann und mag, und das Ora noch vor das Labora setzt, nie Hunger leiden darf."

So erzählte Christoph, und wenn mein Brief nicht zu lang werden soll, muß ich hier aufhören und das übrige dem nächsten vorbehalten. Es soll nicht lange anstehen. Gott befohlen! Er führe uns auch so, daß wir mit Seinen Wegen lernen zufrieden werden!

Dein B.

Achter Brief.

Lieber K.! Ich habe Dir noch die Geschichte des jüngsten der drei Brüder, des Leonhard, mitzuteilen. Doch ich lasse auch ihn am liebsten selber erzählen, wie er auf der Straße nach Darmstadt und vor einigen Tagen in unserm Hause erzählte.

"Ich hütete mehrere Jahre die Schafe unseres reichen Nachbarn Cognard auf den hohen Weiden des Jura, und um nicht, wie so viele Schaffhirten tun, müßiggehen zu müssen, suchte ich die mancherlei Pflanzen kennen zu lernen, die unter meinen Füßen und über meinem Haupte wuchsen. Ein alter Schäfer, der nicht ferne von mir weidete und die Pflanzen und ihre Kräfte genau kannte, schenkte mir das alte Jor n'sche Kräuterbuch und gab mir Anleitung, wie ich es gebrauchen könnte. Nun bemühte ich mich von früh bis in die Nacht, die Abbildungen der Pflanzen, die ich gefunden hatte, in dem Buche aufzusuchen, wozu ich natürlich anfangs lange Zeit brauchte. Manchmal aber mußte ich mein Eifer sauer büßen. Während ich mit der größten Emsig-

feit in mein Buch vertieft war, lief bald da bald dort eines meiner Schafe abseits, und ich mußte die Verirrten zuweilen stundenlang suchen. Dies entleidete mir jedoch meine Beschäftigung nicht. Ich ruhte nicht, bis ich alle Pflanzen, die in meiner Nachbarschaft wuchsen, samt ihren Heilkräften kannte; und mein glückliches Gedächtnis kam mir dabei so zustatten, daß ich noch jetzt von jeder etwas wichtigeren Pflanze den Fundort angeben könnte. Aber mein ruhiges Leben wurde bald gestört. Ich mußte Soldat werden, und Gott fügte es durch seltsame Umstände so, daß ich mit einem französischen Regiment nach Spanien kam. In solcher Gesellschaft verlor ich vollends mein bißchen Christentum und wurde ein leichtsinniger, ausgelassener Mensch, der nur dann nach dem Himmel sah, wenn das Wetter sich änderte. O wie sehr hatte ich damals meines Gottes vergessen! Unser Regiment wurde nach Lissabon beordert, wo wir bald nach der Abreise des Königs eintrafen. Hier wurde ich mit einem deutschen Kaufmann, namens Angelwert, bekannt, der keine Familie hatte, und dem es unter der französischen Herrschaft in Lissabon bald entleidete. Er entschloß sich daher, alles zu verkaufen und nach Brasilien zu ziehen. Er redete mir zu, mitzugehen, und ich hatte große Lust. Aber wie vom Regiment loskommen? Der Abschied, um welchen ich bat, wurde mir verweigert, und ich war leichtsinnig genug, zu desertieren. Unter dem Schutze der Nacht entkamen wir auf ein englisches Schiff, das uns in wenigen Wochen nach Rio de Janeiro brachte. Herr Angelwert kaufte eine Fazenda (Landgut) und machte mich zum Oberaufseher seiner Sklaven. Da war ich auf dem besten Wege, um aus einem leichtsinnigen auch ein gefühlloser hartherziger Mensch zu werden; und hätte nicht der barmherzige Gott ein

besonderes Augenmerk auf mich gehabt, wohin würde ich gekommen sein!" —

„Unsere Fazenda lag am Fuße eines Gebirges, das mit hohen und prächtigen Urwäldern dicht bewachsen war. Schlingpflanzen wanden sich von einem Baume zum andern und machten die Wälder zu einem fast undurchdringlichen Dickicht, in welchem am hellen Tage die Dunkelheit der Nacht herrschte. In der Luft flogen die in den glänzendsten Farben prangenden Vögel und die prächtigen Schmetterlinge zu Tausenden umher, und aus dem üppigen Erdreich sproßten die mannigfaltigsten, herrlichsten Pflanzen und Blumen, an welchen sich meine ganze Kräuterkunde zu Schanden studierte. Fast alles war mir fremd, und ich hatte hier kein Kräuterbuch, um die Namen aller dieser wunderbaren Gewächse und ihre Eigenschaften kennen zu lernen. Nun geschah es, daß Herr Angelwert, der mir sein ganzes Vertrauen geschenkt hatte, und dessen einziger Gesellschafter ich war, schwer krank wurde. Er litt an der Lunge und warf häufig Blut aus. Ich erinnerte mich, daß in meinem Kräuterbuche die Wurzel der *Lappa major* (Grindwurz) als sehr wirksam unter solchen Umständen gepriesen war, und daß ich selbst ehemals bei meinen Schafen in Lungentrankeheiten von derselben Gebrauch gemacht hatte. Da ich nun kürzlich eine Pflanze wahrgenommen hatte, welche der *Lappa major* sehr ähnlich sah, so ging ich ohne weiteres hin, um dieselbe zu holen: denn ein Arzt war nicht so leicht zu bekommen. Herr Angelwert nahm die Arznei, welche ich ihm zubereitet hatte, und von Stunde an wurde er — kränker als vorher. — Jetzt erst fiel mir meine Unvorsichtigkeit aufs Herz. „Bist du auch gewiß, daß diese Pflanze dieselbe ist, die am Jura wächst? Und wenn sie auch wirklich ganz so aussieht, wird sie

hier in diesem heißen Klima dieselben Eigenschaften haben, wie unter dem gemäßigten Himmelsstrich deiner Heimat? Könnte sie nicht vielleicht eine Giftpflanze sein, und dieselbe Ähnlichkeit mit der heilsamen haben, wie der Vorch mit dem Getreide? — Wenn du deinen Herrn vergiftet hättest!!“ — Die Angst schnürte mir bei diesem Gedanken das Herz zusammen, das Blut schoß mir in den Kopf, die Tränen in die Augen; ich mußte mich schnell von dem Krankenbett meines Herrn entfernen und eilte auf mein Zimmer. Aber was anfangen? Wo Hilfe suchen? Die Brustbeengung des Patienten stieg zu einer erschreckenden Höhe; kaum hatte ich ihn verlassen, so rief man mich schon wieder herbei und verlangte Rat und Hilfe. Denket euch meine Not und Beklemmung. In diesem Augenblick fiel mir wie ein heller Lichtfunke von oben der Gedanke in die Seele: „Bete; Gott kann helfen!“ Ich versprach, bald mit Hilfe zu kommen, eilte wieder auf mein Zimmer, schloß hinter mir zu, und warf mich auf die Knie nieder. Aber nun fiel mir, statt Licht und Trost, ein ganzer Berg von Vorwürfen und Selbstanklagen aufs Herz. Meine Kinderjahre traten mir vor die Augen, die Lehren und Ermahnungen meiner frommen verewigten Eltern, alle meine Sünden im Soldatenstand, mein ganzer Leichtsinm und meine Gottesvergessenheit seit so vielen Jahren: alle diese Erinnerungen schlugen wie Feuerflammen über mir zusammen. „Jetzt willst du beten,“ hieß es in meinem Innern, „nachdem du deinen Gott so lange auf die Seite gesetzt und vernachlässiget hast? Meinst du, Er werde nun gleich mit Seiner Hilfe bereit sein?“ Dann stand wieder der Kranke vor mir und die große Gefahr, in welcher er schwebte, und wie jeder verlorene Augenblick diese Gefahr steigerte. „Wenn er stirbe und ich wäre sein

Mörder! Wo sollt' ich dann Ruhe finden!" — Todesangst packte und schüttelte mich; kalter Schauer rieselte durch meine Glieder. Ich fing an, aus dem tiefsten Grunde meines Herzens zu Gott zu schreien: „O Herr, erbarme Dich! Hilf mir aus dieser großen Noth! Ich will ja gewiß in Zukunft ein anderer Mensch werden und Dir tausendmal danken! Hilf mir nur diesmal!“ So schrie ich fort, bis Ruhe und Frieden in mein Herz kam, und ich innerlich versichert war, daß mein Gebet erhört sei. Dann ging ich gefaßt ins Krankenzimmer und sagte dem Kranken: „Es wird besser werden.“ Zwar wichen die Anfälle noch nicht, und mein Glaube wurde recht auf die Probe gestellt; aber ich ließ nicht nach, innerlich zu flehen und zu ringen; und in der Nacht brach sich die Krankheit. Von da an wurde es mit jeder Stunde zusehends besser, und bald darauf war er wieder ganz hergestellt. Herr Angelwert war ganz der Meinung, als hätte ihn meine Arznei kuriert; als er aber das erstemal sich gegen mich so äußerte, wie wenn er mir sein Leben zu verdanken hätte, so entdeckte ich ihm alles ganz aufrichtig und forderte ihn auf, Gott allein die Ehre zu geben, da er bloß durch die Gnade Gottes noch am Leben sei. Er war ganz erstaunt, das zu hören: denn Gott war ihm so fremd, als Er mir lange gewesen war; und er hatte eben auch, wie so viele, gedankenlos in den Tag hineingelebt, unbekümmert, was einst in der Ewigkeit aus ihm werden sollte. Als ich seine Unwissenheit in göttlichen Dingen merkte — denn er hatte nicht einmal eine christliche Erziehung genossen — dachte ich darauf, irgendwo eine Bibel ausfindig zu machen, um ihm und mir in der Erkenntnis der Wahrheit weiter zu helfen. Mit großer Mühe trieb ich endlich in der Hauptstadt, wohin ich in Geschäften gereist war, ein englisches Testament

bei einem Schiffskapitän auf, und da wir beide englisch verstanden, so war ich einstweilen sehr froh. Nun machten wir uns mit Eifer daran, in diesem Buche gemeinschaftlich zu lesen, und noch ehe wir zu Ende waren, hatte Herr Angelwert, unter dem Beistand des Geistes Gottes, schon so viel gefaßt, daß er auch anfang, in seinem Kämmerlein zu beten und Gott um Vergebung seiner Sünden anzurufen. Gott war auch so gnädig, ihm die Erleuchtung zu schenken, durch welche er über sein Herz und über die Gesinnungen Gottes Aufschluß bekam; und als er Friede mit Gott gefunden hatte, wußte er seiner Freude darüber, daß Gott mich zu ihm geführt habe, um ihm sein Elend aufzudecken, nicht genug auszudrücken. Wir waren von da an ein Herz und eine Seele; er behandelte mich wie einen Sohn und versicherte täglich: nun erst habe sein Leben einen Wert für ihn, weil er es jetzt als eine Gnadenzeit betrachten gelernt habe, in welcher man sich vorbereiten könne für die Ewigkeit! We gut hätten wir es bei einander haben können! Aber eine dringende Angelegenheit nötigte ihn zu einer Reise nach New-York, und es schien ihm eine wahre Erleichterung zu gewähren, als ich ihm anbot, diese Reise für ihn zu machen und so bald als möglich zurückzukehren. „Ich werde jede Stunde zählen,“ sagte er, „bis ich dich wieder sehe, und wenn du zurückkehrst, triffst du mich nicht mehr hier, sondern in Rio. Sobald ich Gelegenheit finde, will ich die Fazenda verkaufen; ich mag keine Sklaven mehr haben, seit daß ich selbst aufgehört habe, ein Sklave der Sünde zu sein.“ Am letzten Morgen, ehe ich abreiste, zog er seine goldene Sackuhr heraus, legte sie auseinander, machte die Feder los, und schrieb mit Scheidewasser seinen Namen darauf. Dann übergab er sie mir mit den Worten: „Die Uhrfeder ist das Herz

der Uhr; du nimmst mein Herz und meine Freude mit dir fort, und ich werde mich erst dann wieder freuen, wenn ich dich gesund wiedersehe. Bewahre diese Uhrfeder wohl, als Erinnerungszeichen, wie lieb du mir bist, und wie sehr ich mich nach deiner Rückkehr sehne. Solltest du mich wider Verhoffen nicht mehr beim Leben antreffen, so ist alles dein, was ich hinterlasse. — Ich nahm die Uhrfeder in Verwahrung, verabschiedete mich unter vielen Tränen von meinem teuren väterlichen Freunde und bestieg ein nordamerikanisches Schiff, welches Mehl nach Rio gebracht hatte.

Nach einer langwierigen und beschwerlichen See- reise gelangte ich endlich wohlbehalten nach New-York und machte mich sogleich daran, meine Aufträge zu besorgen. Sie waren schwieriger, als ich gedacht hatte, und hielten mich zwei Monate hin. Nun eilte ich mit großem Verlangen, um wieder zu meinem lieben Freund zurückzukehren. Aber auch die Heimreise dauerte wegen stürmischer Winde ungewöhnlich lange, und nachdem wir nicht weit von der Küste beinahe noch Schiffbruch gelitten hätten, stieg ich nach einer siebenmonatlichen Abwesenheit in Rio ans Land. Ich erkundigte mich sogleich, ob Herr Angelwert noch auf der Fazenda wohne, oder schon in die Stadt hereingezogen sei; aber — denkt euch den Schrecken! — man sagte mir, er sei zwar hereingezogen, aber vor acht Tagen an einer schnellen Krankheit gestorben. Fast bewußtlos wandte ich nun auf seine Wohnung zu und fand da lauter fremde Gesichter, und die Gerichtspersonen eben damit beschäftigt, die Hinterlassenschaft meines teuren Freundes zu ordnen. Welch ein widerlicher Anblick waren diese kalten, teilnahmslosen Gesichter für mich, der ich mich so gern in der Stille hin-

gesetzt hätte, um mich über meinen großen Verlust auszuweinen! Aber ich war nun fremd in diesem Hause und wurde auch so behandelt. Zwar versicherte ich dem Beamten, daß mich der Verstorbene zu seinem Erben ernannt habe; allein man fragte mich ganz kalt, ob ich einen schriftlichen Beweis dafür in Händen habe. Daran fehlte es. Die Leute kannten mich nicht einmal dem Namen nach. Endlich fiel mir meine Uhrfeder ein, und ob ich gleich im Augenblick mir nicht denken konnte, wie diese etwas beweisen könnte, zog ich sie doch hervor, und sagte: „Sehen Sie, meine Herren, diese Uhrfeder gab mir der Verstorbene vor meiner Abreise aus seiner goldenen Sackuhr heraus, zum Beweis, wie nahe ich ihm stehe, und schrieb seinen Namen darauf. Wenn Sie nachsehen wollen, werden Sie finden, daß die Uhrfeder in der Uhr fehlt, und daß diese hineingehört.“ — Den Beamten kam das sonderbar vor, und aus Neugierde holten sie wirklich die Uhr herbei und öffneten sie. Da fand sich denn wirklich, daß keine Uhrfeder darin war; statt derselben lag ein kleiner Zettel in der Uhr, auf welchem folgendes stand:

„Der Besitzer der hier fehlenden Uhrfeder, Leonhard Bland, soll der Erbe meines ganzen Vermögens sein. Dies ist mein letzter Wille.“

Adam Angelwert.“

Diesem Zettel war auch noch das kleine Hand-
sigill des Verstorbenen aufgedrückt. Die Herren machten so große Augen wie ich; denn auch ich hatte nichts von diesem Zettel gewußt. Nachdem sie ihn wiederholt von allen Seiten besehen hatten, sagte einer von ihnen: „Dieser Zettel kann zwar nicht die Stelle eines gültigen Testaments ersetzen; da aber niemand vorhanden ist,

der rechtmäßige Ansprüche auf die Erbschaft vorzubringen hätte, und doch der letzte Wille des Erblassers unzweifelhaft aus diesen wenigen Zeilen erhellt, so ist dies ein Fall, der der höheren Behörde zur Entscheidung vorgelegt werden muß." — Das geschah denn auch, und die Behörde entschied, daß in diesem besonderen Fall das Gesetz eine Ausnahme gestatte und die Erbschaft nach den gewöhnlichen Abzügen an den Leonhard Bland ausgeliefert werden könne. Nun hätte ich freilich ein bequemes Leben in Rio führen können; aber der Gedanke machte mich immer unruhig: du weißt nicht, ob deine Geschwister nicht vielleicht in der Not sind, und dich hat der Herr so reichlich mit irdischem Gut gesegnet, daß du ihnen helfen könntest: eile und suche sie auf! Auch wurde die Sehnsucht in mir rege, in ein Land zu kommen, wo ich christlichen Umgang anzutreffen hoffen durfte, den ich in Rio vergebens suchte. Ich verkaufte daher alles, was mir zugefallen war, und reiste mit der bedeutenden Summe, die ich daraus erlöste, nach Deutschland. Und nun sehe ich schon, warum ich gehen mußte. Ihr beide habt nichts übrig, und ich kann euch nun helfen."

So erzählte Leonhard. Die beiden Brüder aber wollten keine Hilfe annehmen, da sie ja gesund seien und arbeiten könnten. Doch höre, wie es ging. Als sie hierher kamen, war ihre Schwester, die Wittve des hier verstorbenen Fabrikanten *Metta*, durch Unglücksfälle verschiedener Art so in Verlegenheit gekommen, daß man eben daran war, ihr alles zu verkaufen, und sie also mit ihren Kindern den Bettelstab hätte ergreifen müssen. Da kam Leonhard wie ein Engel vom Himmel, leistete sogleich Bürgschaft für alle Verbindlichkeiten des Hauses, und wird nun in Zukunft selbst das Geschäft seiner Schwester führen. Du hättest

sollen die Freuden- und Dank-Tränen sehen, die da vergossen wurden! Man mußte mitweinen. Welch ein Schmerz wäre es für die beiden älteren Brüder gewesen, in diesem Augenblick nach Hause zu kommen, ihre Schwester in dem großen Elend anzutreffen, und — da sie beide nichts mitgebracht haben — ihr nicht helfen zu können! Wie gut hat's Gott gemacht, daß Er auch den dritten mitschickte, und wie gut, daß Er ihm die Uhrfeder nicht hat verloren gehen lassen, durch welche er in den Stand gesetzt worden ist, Tränen zu trocknen und aus der Not zu helfen. Danke auch Du dem treuen himmlischen Vater mit uns für diese wunderbare Führung. Mit herzlichen Grüßen
Dein W.

So weit, liebe Kinder, gehen die Briefe Wilhelms. Von dem weiteren Schicksal der guten Leute, die in dieser Geschichte vorkommen, habe ich nichts mehr vernommen. Nur so viel meine ich gehört zu haben, daß Wilhelm und Konrad bald nach diesem letzten Briefe auch nach Philadelphia gereist seien, um Gottlieb, der sehr viel zu tun hatte, in seinem Geschäft zu unterstützen.

Wenn ihr einmal zu dem Manne kommet, der die Rabensfeder hat, so fraget nur keck auch nach der Uhrfeder Leonhards; er kann sie euch zeigen. Einstweilen ratet, was für eine Feder das nächstemal kommt.

Das verlorene Kind.

Es war der 5. August im Jahre 1834, als man einen Wanderer, der aus dem nordöstlichen Teil von Neuschottland nach den Vereinigten Staaten gehen wollte, auf der Straße einherziehen sah, welche von Frederiktown nach St. Stephens führt. Man sah ihm an, daß er auf einen weiten Weg durch die unwirthbaren Wälder eingerichtet war, wo man nicht immer ein Nachtlager unter einem gastlichen Dache erwarten darf. Seine wollene Bettdecke nebst den nötigen Nahrungsmitteln auf ein paar Tage hatte er über den Rücken gebunden, seine Axt hing an der rechten Schulter, und sein Schießgewehr an der linken. Am Morgen dieses Tages war er sehr früh an dem wohlhabenden Dorfe bei Harts-Mills am Ruskagonisfluß vorbeigekommen, und hoffte, bis Einbruch der Nacht die Herberge des Kapitan Trew am Biskanagan zu erreichen. Fröhlich wanderte er fort und pfiß mit den Vögeln um die Wette seine Morgenlieder, bis er an die kleine Bucht kam, die von der Mündung des Schinlusses gebildet wird, und über welche keine Brücke führt. Da dieser Fluß klein ist, so hoffte er, wie er sonst gethan, bei einer seichten Stelle durchwaten zu können, als er ihn aber erreichte, fand er das Wasser durch den kürzlich gefallenen Regen sehr angeschwollen. Du würdest in einem solchen Fall gewiß sehr in Verlegenheit geraten; aber ein Waldbewohner, wie unser Charles Bearghan (l. Berghen) — so hieß der Wanderer — läßt sich durch dergleichen Hindernisse nicht aufhalten und weiß sich schon zu helfen. Wofür hatte

er denn die Art auf dem Rücken? Bearghan ging am Ufer des Flußes hinauf, bis er einen Baum antraf, der nahe genug am Wasser stand. Diesen wollte er so fällen, daß er über den Fluß hinüberfiel und bis zum jenseitigen Ufer reichte. Ein einfacher Brückenbau, den man bei uns nicht nachmachen kann, weil wir das Holz nicht so im Überfluß haben. Der Wanderer machte sich munter an seine Arbeit und hatte bald den letzten Streich getan, aber er hatte sich verrechnet. Der Baum drehte sich beim Fall seitwärts, fiel in tiefes Wasser, und trieb majestätisch den Fluß hinab. Fort war die Brücke: unser Reisender schaute ihr bedenklich nach und machte große Augen, denn jetzt wußte er nicht gleich, was anfangen. Noch einmal einen Baum umhauen, war ihm zu umständlich; er entschloß sich daher lieber, am Fluß weiter hinauf zu gehen, und hoffte doch noch eine taugliche Stelle zum Übersetzen zu finden. Endlich kam er an eines von den freundlich aussehenden breiten Wassern, welche gewöhnlich von den amerikanischen Flüssen bis tief ins Land hineingebildet und stille Wasserplätze genannt werden. Hier beschloß er die Überfahrt zu wagen. Er hieb eine Anzahl Äste von den Bäumen, befestigte sie mit biegsamen Zweigen aneinander, und machte so ein kleines Floß. Dann zog er seine Kleider aus, legte sie samt seinem Gepäck und Gewehr auf den Floß, und schwamm so über den Fluß hinüber, während er das Floß hintendrein zog. Am jenseitigen Ufer glücklich angelangt, legte er seine Kleider wieder an, und setzte sich, von den mancherlei Anstrengungen ermüdet, an dem blumigen Rande eines Grasplatzes nieder, der sich zwischen dem Wald und dem Fluß hinzog. Ein Stück Zwieback und ein herzhafter Schluck aus seiner Flasche regten seine Lebensgeister wieder

auf, und eben dachte er daran, seine Wanderschaft wieder anzutreten, aber horch, was tönt da so im Walde? — Es war ein Gewimmer, das sehr viel Ähnlichkeit hatte mit den Klagetönen, welche die jungen Bären oft ausstoßen. Schnell griff unser Reisender nach seiner Flinte, untersuchte die Zündpfanne, lud eine Kugel hinein, und schlich mit scharfem Blick und wachem Ohr vorsichtig dem Ort zu, woher sich diese Laute vernehmen ließen. Auf einmal aber verstummten sie; doch hörte er dann und wann ein Rasseln zwischen dem niedern Gesträuch und ein Knistern in den herabhängenden Zweigen, konnte aber nicht entdecken, wodurch es verursacht wurde. Überzeugt jedoch, daß er es mit irgend einem Tier aufzunehmen habe, hatte er seine Flinte schon auf der Schulter angelehnt, und seine Finger waren bereit, loszudrücken. Noch bedachte er sich, ob er aufs Geratewohl abfeuern sollte oder nicht; aber die Erfahrung warnte ihn vor einer unbesonnenen Handlung: denn kein Tier ist wütender, wenn es verwundet wird, als der Bär. Während er so überlegte, erweiterten sich plötzlich seine Augen, sein Herz pochte gewaltig, er stand aufrecht und ließ den Kolben seiner Flinte schnell zur Erde niedersinken; denn siehe! unter den Himbeersträuchen, durch die Zwischenräume ihrer taubenezten und glänzend grünen Blätter, erblickte er den schönen Arm eines Kindes, das mit seinen Fingern die zahlreichen roten Beeren abpflückte. Ich kann dem guten Mann seinen Schrecken bei diesem Anblick nachfühlen: wельch ein Unglück wäre es gewesen, wenn er seine Absicht ausgeführt hätte! Wie mußten ihm aber bei dem bloßen Gedanken an sein Gewehr die Knie zittern, und doch zugleich welche Freude für sein Herz, daß es Gott nicht so weit hatte kommen lassen, und daß er so unerwartet in dieser tiefen, feierlichen Einsam-

keit menschliche Gesellschaft antraf! Bearghan brauchte wirklich einige Zeit, um sich von seinem Schrecken zu erholen und die ruhige Fassung des Gemüths wieder zu gewinnen. Als er näher hinzutrat, sah er ein kleines Mädchen von ungefähr sieben Jahren, welche emsig damit beschäftigt war, die hier in Menge wild wachsenden Beeren abzupflücken und zu essen. Sie hatte ein einnehmendes Aussehen, und ihre Kleider, obschon jämmerlich zerrissen und abgerutscht, zeigten an, daß sie nicht zu den armen Volksklassen gehörte. Ihr blondes Haar fiel in verwirrenen Locken über die Wangen herab, welche beschmußt und blaß aussahen, und ihre sanften, blauen Augen waren rotgeweint. Sie brach von Zeit zu Zeit in ein klägliches Jammern aus, welches plötzlich in ein krampfhaftes Schluchzen überging.

Der äußerst erstaunte Reisende räusperte sich laut, um die Aufmerksamkeit des Kindes auf sich zu ziehen. Nun erschraf auch sie bei seinem Anblick, da sie nur halb bekleidet war, und schrie laut auf, stoh einige Schritte weit, fiel nieder und bedeckte ihr Angesicht mit ihren Händen. Bald war er bei ihr und suchte mit den lieblichsten Worten ihr ihre Angst auszureden und ihr Vertrauen zu gewinnen. Sie war mehr aus körperlicher Schwachheit als aus Furcht zu Boden gefallen, obschon die unerwartete Erscheinung des Fremdlings sie in den größten Schrecken versetzt hatte. Endlich wagte sie aufzublicken, und mit einem freundlichen, aber schwachmüthigen Lächeln sagte sie langsam und leise: „o nun weiß ich es doch, daß Sie mir nichts zu leiden thun; o ich bin's ganz gewiß, Sie werden mich nicht umbringen.“ — „Dich umbringen? behüte Gott!“ antwortete er in liebevollem Tone. — „O ich bin sehr müde,“ fuhr sie fort, „ich bin sehr — sehr hungrig gewesen, aber ich habe hier viele Himbeeren gefunden; —

ich esse nur die guten, — ich nehme nie diejenigen, wo Spinnen darauf sitzen; die Mutter sagte mir, ich solle das nicht tun.“ — „Wo ist deine Mutter, mein liebes Kind?“ fragte begierig der Reisende. Das Mädchen erwiderte mit großer Einfachheit: „sie ist zu Hause, wie ich glaube; — aber die Mutter weiß nicht, wo ich bin; — ich kann eben den Weg nicht mehr heimfinden, wie lange ich auch schon hier bin.“ — „Was, liebes Kind, hast du dich verirrt und bist verloren gegangen. Komm mit mir auf jenen hohen Blumenrasen; — Gott hat mich gesandt, dein Leben zu erhalten, komm, dort will ich dir von meinem guten Zwieback und ein Stückchen Fleisch geben. Du bist schwach und abgezehrt, aber ich will für dich sorgen.“ — Das arme Kind brach in eine Flut von Dankestränen aus, doch ohne in ein solches krampfhaftes Schluchzen zu verfallen wie kurz vorher. Das Weinen schaffte ihr große Erleichterung, und sie machte sich auf, ihrem neuen Wohltäter zu folgen; allein die eben erfahrene Aufregung ihres Gemüths hatte auf ihre zarte und erschöpfte Natur so stark eingewirkt, daß ihre Nerven ganz erschüttert waren und ihre Kraft völlig dahingesunken. Sie war nicht imstande zu gehen; der liebevolle und edelmüthige Wandersmann trug sie daher an das Ufer des Flußes, wo er seinen kleinen Vorrat von Lebensmitteln gelassen hatte, und speiste sie aus Vorsicht nur mit kleinen Stückchen, die er ihr nach und nach gab.

Sobald das Mädchen notdürftig erquiekt war, gaben ihre kunstlosen Antworten auf Herrn Bearghans Fragen ihm weiter zu verstehen, daß sie Lydia Harper heiße, daß ihre Eltern nahe bei Haris-Mills wohnen, und daß sie mit dem Mittagessen zu ihrem Vater ausgeschiedt worden sei, der im Busch Schindeln machte, daß sie aber den rechten Weg verloren habe.

und so umhergeirrt sei, ohne zu wissen, wohin. „Als ich fand,“ sagte sie, „daß ich mich verirrt hatte, o da fürchtete ich mich sehr; ich schrie laut, lief umher, und warf meines Vaters Mittagessen weg.“ — Die erste Nacht lief sie, wie es scheint, fort, bis sie von Mattigkeit ganz erschöpft dahinsank. Der Reisende fragte sie: „Hast du dich denn nicht gefürchtet, als es finster wurde, und du dich so ganz allein und verirrt im Walde sehen mußtest?“ Sie erwiderte: „ich bin wohl die ganze Zeit über in einer Art von Furcht gewesen; aber als ich mich niederlegte, sagte ich mein Gebet, das mich die Mutter gelehrt hat, und dann war mir nicht mehr bange.“

„Kannst du dein Gebet noch?“

„O ja freilich, es heißt: Ich liege und schlafe ganz in Frieden; denn du allein, Herr, hilfst mir, daß ich sicher wohne: in deine Hände befehle ich meinen Geist, meine Seele und meinen Leib; denn du hast mich erlöset, Herr, du getreuer Gott! Amen!“

Herr Bearghan fing nun an zu überlegen, auf welche Art er das Kind mit sich fortbringen sollte. Ihres Vaters Haus hatte er schon 16 Meilen (6—7 Stunden) hinter sich und sein Geschäft erlaubte ihm nicht, zurückzukehren: von Trews Herberge war er ungefähr noch 12 Meilen weit entfernt und es lag kein Haus dazwischen. Da nun das Kind nicht imstande war, zu gehen, so kam er auf den Einfall, sie in seiner Bettdecke auf dem Rücken fortzutragen. Das freudige Bewußtsein, daß er hiemit den Befehl des Heilands (Matth. 18, 5) erfüllte, unterhielt seinen Mut und stärkte seine Glieder; und das liebliche Geplauder seines Zindelkundes, das nun noch lebhafter und freimütiger geworden war, ließ ihn vollends vergessen, was für ein mühsames

Geschäft und welche schwere Bürde er auf sich genommen hatte. Während Bearghan so mit der kleinen Lydia fortwanderte, fragte er sie, ob sie nicht auch wilde Tiere im Walde gesehen habe. Ihre Antwort war: „nein, ich habe keine gesehen: — nur einmal kamen zwei schwarze Hunde auf mich zu; — es waren aber nicht die von Herrn Burpe: — sie hielten still und einer stand auf seine Hinterfüße; — sie haben aber nicht gebellt, sondern sind wieder weggelaufen.“ — Unser Reisender, der wohl merkte, daß es Bären gewesen, lächelte über die Einfalt des Kindes, während sie fortfuhr: „o mein Herr, vorige Nacht, als ich mitten in der Nacht aufwachte, o wie froh war ich! ich glaubte, ich sei nahe bei unsrem Hause, denn ich hörte das Vieh um mich herum trampeln. Ich konnte nichts sehen, keine von den Kühen hatte Schellen an, und als ich rief: „Stern und Bleß!“ lagen sie still. O ich war so froh und mein Herz klopfte immerdar; — ich lag ganz still, um zu horchen — und so fiel ich gerade wieder in den Schlaf. — War es nicht jammerschade? des Morgens sind sie alle wieder fort gewesen.“ — Der Reisende sagte: „Du liebes Kind, die bewahrende Hand Gottes hat dich auf eine ganz besondere Weise beschirmt vor verborgenen Gefahren und vor dem Tode.“

Nachdem Bearghan seine hilflose Bürde bis in die Nacht hinein getragen hatte, so war er sehr müde; dazu kam noch die Schwierigkeit, daß er auf einem ganz ungebahnten Weg im Finstern gehen mußte, denn der Mond ging erst um 10 Uhr auf. Endlich kam er doch bei einer verlassenen Holzhütte an, die nur zwei Meilen von Trews Herberge entfernt war, und da er beinahe seine Kraft erschöpft hatte, so machte er Halt, um sich eine kurze Erholung zu gönnen. Hier gedachte er das Kind in seine Bettdecke gehüllt zurückzulassen,

während er voraneilen und schnell Hilfe schicken wollte. Er schlug ein Licht, genoß einige Erfrischung mit Lydia, fand es aber schwer, sie zum Dableiben zu bewegen. Nachdem er ihr ein ziemlich bequemes Bett zurecht gemacht und sie ordentlich hineingelegt hatte, setzte er sich nieder, um zu erwarten, bis sie eingeschlafen wäre. Eben war der Mond aufgegangen und ehe sich unser Reisender auf den Weg machte, näherte er sich leise dem Kind, um zu sehen, ob sie ganz ruhig sei. Er hielt das Licht gegen sie hin; sie schlug ihre blauen Augen auf und heftete sie auf ihn, wendete dann ihr Gesicht ab und schluchzte. „Nein!“ sagte Herr Bearghan, „es ist nicht möglich, ich kann dich nicht dahinten lassen.“ — Als bald schwang er Axt und Flinte wieder auf die Schulter, nahm seine Reisegeräte wieder auf, hob die kleine Lydia von ihrem einsamen Lager auf seinen müden Rücken und brachte sie wohlbehalten nach dem lang ersehnten Gasthause. Obschon es ganz spät war, so war doch der Kapitän Josiah Trew bald geweckt, um den ermatteten Reisenden mit seiner kleinen Gefährtin, die nun neben ihm auf der Schwelle stand, einzulassen.

In kurzer Zeit loderte im Kamin ein behagliches Feuer auf, und der erschöpfte Wandersmann setzte sich bei demselben nieder. Es kam ihm vor, als sei es hier in einem guten Hause, das mit allerlei Vorrat wohl versehen und mit einem treuherzigen und gastfreundlichen Wirt gesegnet war, doch bequemer zu sitzen und zu übernachten als unter den großen, schönen Bäumen im Walde; und der kleinen Lydia gefiel es hier ohnehin besser als bei den Kühen ohne Schellen und bei den schwarzen Hunden, die nicht bellen. Die Frauenzimmer des Hauses waren, wie es die Landesart mit sich bringt, flugs auf den Beinen und tummelten sich, um die nötige Mahlzeit zu bereiten. Das Angesicht des muntern

Josiah glänzte vor Freude, und er ließ es an allem, was sein Haus zu liefern imstande war, keinen Augenblick fehlen. Im Laufe des Gesprächs erzählte er unter anderem, die ganze Gegend habe sich aufgemacht, ein in den Wäldern verlorenes Kind zu suchen; nach allen Richtungen hin seien Leute gegangen, aber unverrichteter Dinge wieder zurückgekehrt. Einer von diesen Männern, der tief betrübt darüber sei, übernachtete heute gerade in seinem Hause. „Ich kann mir wohl denken,“ sagte Bearghan, „wie bekümmert die Eltern und Angehörigen dieses Kindes sein müssen; aber um so dankbarer bin ich auch gegen die gnädige Hand Gottes, welche mich zum glücklichen Werkzeug gemacht hat, dieses verlorene Kind wiederzubringen; denn sehen Sie, hier sitzt es vor Ihnen.“ Auf dieses Wort hin stiegen alle auf die kleine Lydia zu, betrachteten und liebtesten sie und gaben ihr Stammen und ihre Freude auf alle Weise zu erkennen. In diesem Augenblick stürzte ein Mann mit wildem Angestüm aus dem Nebenzimmer unter die Umstehenden hinein, ergriff die Hand der kleinen Lydia, starrte sie einen Augenblick an und drückte sie dann an seine Brust. — Es war ihr Vater! Er hatte im Nebenzimmer, wo er schlief, oder vielmehr vor Betrübniß nicht schlafen konnte, die Erzählung des Reisenden gehört. Welch ein Auftritt! Wie flossen die Herzen über! Wie freute sich die kleine Lydia! Wie dankte der getröstete Vater seinem Gott und dem Manne, den er zu Lydias Engel gemacht hatte! Wie froh war der Wandersmann, daß er seinen Rücken nicht geschont hatte! Wie gerührt waren die Bewohner des Hauses, die Zeugen des seltenen Schauspiel's sein durften! Wie laut und herzlich waren ihre Glückwünsche!

Ich kann vermuten, daß in Josiah Trews Hause

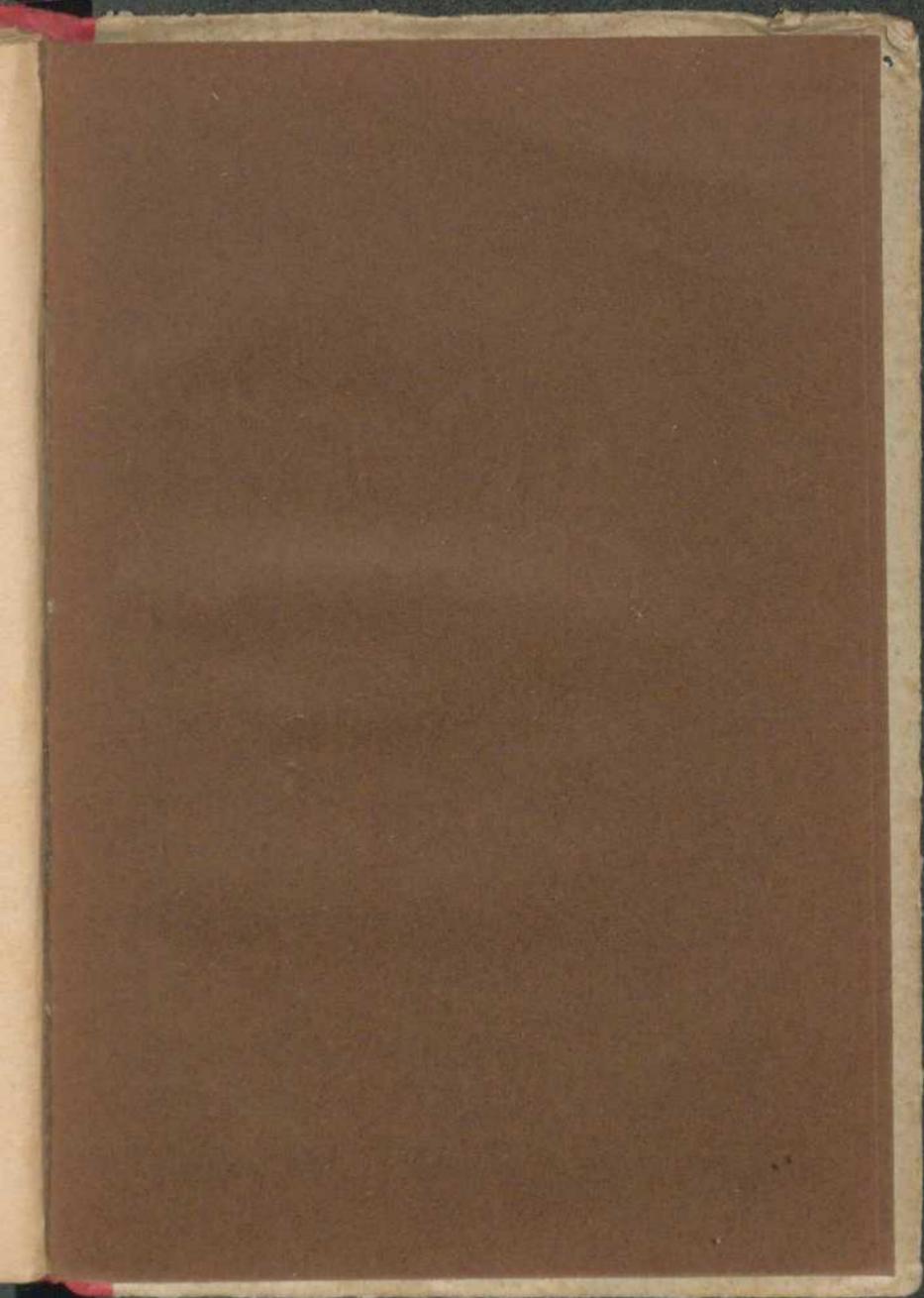
in dieser Nacht nicht mehr viel geschlafen wurde; aber ich glaube, Charles Bearghan sei durch diese Erfahrung seine ganze Reise verfüßt worden, und ich hoffe, die kleine Lydia werde es in ihrem Leben nie vergessen, wie ihr der himmlische Vater in der Stunde der Noth seine Hilfe zugeschiedt hat.

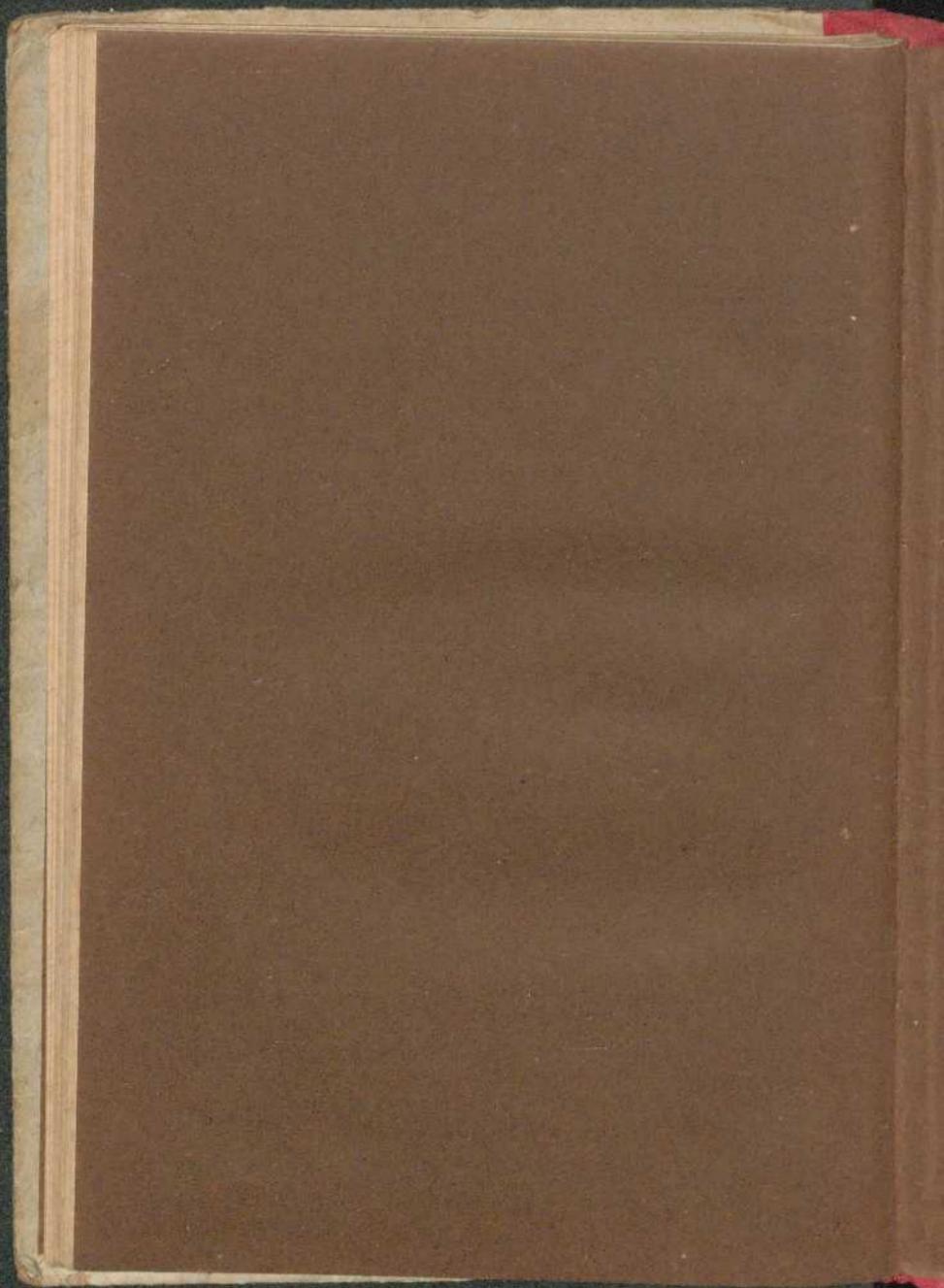
Aber laß uns nun noch einen Blick auf die Geschichte zurückwerfen. Wie viel mußte zusammenkommen, um ihr einen solchen Ausgang zu verleihen! Wäre die Mündung des Schinlusses mit einer Brücke versehen, oder der Fluß nicht so angelaufen gewesen, oder wäre der Baum quer über den Fluß hinübergefallen, so würde unser Reisender gar nicht in die Nähe des Kindes gekommen sein. Hätte derselbe keine Flinte bei sich gehabt, als er einen Bären in der Nähe glaubte, so wäre er geslohen und nicht auf den Busch losgegangen. Hätte er seine Flinte unbedachtsam losgedrückt, so wäre das Kind statt gerettet, getödet worden. Nicht wahr: Gott weiß alles fein zu ordnen und zu lenken, damit seinen Kindern, deren Schritte er bewacht, kein Leid widerfahre? Noch immer sendet er bei Tag und bei Nacht seinen schützenden Engel aus. Wohl allen, die auf ihn trauen!

Liebe bis in den Tod.

Im Jahre 1804 erhielten sieben junge schottische Soldaten, welche in Edinburg einquartiert waren, am Tage vor Weihnachten Urlaub, um in einen entfernten Teil des Landes auf Besuch zu ihren Verwandten zu gehen. Zwei von ihnen waren Brüder, namens Forsyth. Da ihre Zeit kurz war, und sie 130 englische Meilen (55 Stunden) zu gehen hatten, so entschlossen sie sich, den Weg abzukürzen und über die Grampischen Hügel zu gehen, statt auf der gewöhnlichen Landstraße. Auf ihrer ersten Tagereise erreichten sie ein Dorf, wo sie einige Bekannte hatten, welche sie nötigten, die ganze Nacht daselbst zu bleiben, denn es hatte angefangen zu schneien. Sie waren jedoch so begierig, ihre Verwandten zu sehen, daß sie beschlossen, dessen ungeachtet weiter zu gehen, und auf einem Dorfe, das acht Stunden weiter entlegen war, zu übernachten. Die Straße führte durch einen sehr wilden und öden Teil der Gegend; sie waren aber jung und stark und fürchteten keine Gefahr. Als sie jedoch noch keine weite Strecke Wegs zurückgelegt hatten, wurden sie von einem jener schrecklichen Schneegestöber überfallen, welche in den Gebirgen Schottlands nichts Ungewöhnliches sind. Die Nacht brach an, es schneite stark und dicht, und der Wind blies mit großer Heftigkeit. Sie konnten einander kaum noch sehen, vor dem Pfeifen des Windes waren ihre Stimmen nicht hörbar. Bald kamen sie in Verwirrung und gingen vom Wege ab, kämpften sich aber eine Zeitlang so durch. Endlich sank jedoch einer von ihnen in ein Loch und

wurde unter dem Schnee begraben. Bald hernach fiel der jüngere Forsyth, welcher vornan ging, ganz erschöpft darnieder; als die übrigen ihn erreichten, gingen sie an ihm vorbei, ohne einen Versuch zu seiner Rettung zu machen, in der Erwartung, daß sie bald in der selben Lage sich befinden würden. Als der ältere Forsyth auf ihn stieß, bückte er sich, da es ihm stehend unmöglich war, ihn an seinen Zügen zu erkennen, zu ihm hinunter, betastete ihn, und wurde bald überzeugt, daß es sein Bruder sei. Er nahm ihn auf seinen Rücken und ging weiter. Von seinen Begleitern fiel einer nach dem andern und kam um; aber weder seine Ermüdung noch die Rücksicht auf seine eigene Sicherheit konnten ihn dazu bewegen, seine kostbare Bürde abzulegen. Mit einer edelmütigen Selbstaufopferung hielt er aus, bis seine Kraft ihm ausging; darauf sank er unter seiner Last nieder und gab den Geist auf. Die Bewegung und die Körperwärme seines Bruders hatten den jüngeren Forsyth so weit wieder belebt, daß, als sein Bruder fiel, er fähig war, weiter zu gehen, bis er seine Heimat erreichte. Der Körper eines der Gefallenen wurde nicht gefunden, bis zwei Jahre später. Dieser schien auf den Gebirgen bei 36 Stunden lang herumgeirrt zu sein, ehe er umkam. Die übrigen wurden bald aufgefunden und alle in ein Grab gelegt. Was wird der junge Mann bei dem offenen Grabe seines Bruders gefühlt haben, wenn er bedachte, daß er sein Leben dem Tode dieses teuren Bruders zu verdanken habe.





ZS171 F7

UB BIELEFELD

4.13

990/4399659+01



K

KLZ

99
ZS171
F7

